This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

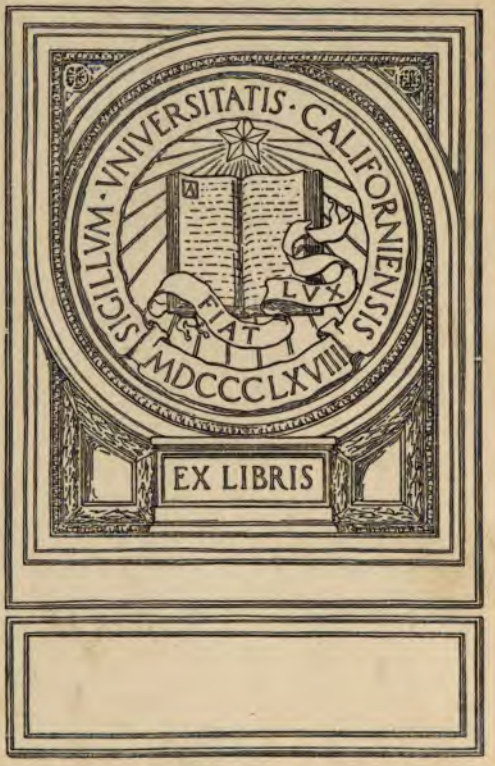
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
79
N5
NIEJAHR

UC-NRLF
$B 146 953

YC140097

PT 79 N5



·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·OTTO·BREMER·

SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

Separat-Abdruck aus

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Fünfter Band

Drittes Heft

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden.
Preis des Heftes M. 4 = fl. 2.40, des Bandes M. 16 = fl. 9.60.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung
Carl Fromme
1898.

PRESERVATION
COPY ADDED
M/E 10/23/90

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Seite

Methode und Schablone. Von Johannes Niejahr in Halle a. S. . . . 433
Höhere Kritik und höhere Kritiklosigkeit. Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus in Wien 451
Zur Faustsage. Von Adolf Hauffen in Prag 462
Zum Speculum vitae humanae des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Von Rudolf Wolkan in Czernowitz 470
Zur Lebensgeschichte Joh. Michael Moscheroschs. Von Karl Obser in Karlsruhe 471
Aus dem Nachlaß der Sophie von La Roche. Briefe von Arndt, G. Forster, W. Heinse, W. von Humboldt, Just. Moeser, C. F. von Moser, G. Konr. Pfeffel und Semme. Herausgegeben von Robert Kassencamp in Düsseldorf 475
Zwei ungedruckte Briefe Goethes. Mitgeteilt von Carl Scherer in Cassel 502
Ein ungedruckter Brief August Wilhelm von Schlegels an Schleiermacher. Mitgeteilt von Gertrud Bäumer in Magdeburg . . . 505
Hermann Wolfrum. (Zu Heine und Börne.) Mitgeteilt von Anton Wallner in Laibach 512
Fahnenrayer in Wien 1846. Von Julius Jung in Prag 529
Zu Halms Gedicht „Die Brautnacht". Von Johannes Wolle in Berlin 534

Miscellen.

Zu den Schauspielen der englischen Komödianten. Von Rudolf Schlösser in Jena 536
Kleine Lessingstudien.
1. Eine irrtümlich Lessing zugeschriebene Parodie von Kästner. Von Carl Scherer 537
2. Eine verschollene Recension über Lessings Miß Sara Sampson. Von Richard Rosenbaum in Prag 538
3. Zu einem Stammbuchverse Lessings. Von Emil Horner in Wien 540

(Fortsetzung siehe dritte Umschlagseite.)

PT 79
N5

Methode und Schablone.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

Im 4. Bande dieser Zeitschrift (S. 691 ff.) haben Jellinek und Kraus eine ausführliche Entgegnung auf meine gelegentlich eingefügte Kritik (Euphorion 3, 673 ff.) ihres Aufsatzes „Widersprüche in Kunstdichtungen" (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1893, S. 673 ff.) ergehen lassen. Sie erklären, meine Beurteilung ihrer Gedanken und Absichten beruhe auf einem einzigen großen Mißverständnis, und sie suchen mir dies an einer fast unabsehbaren Fülle von Beispielen, die diesmal den Argumenten der „Liedertheorie" selbst entnommen sind, nachzuweisen. In dem Hochgefühl ihrer fachmännischen Überlegenheit gefallen sich dabei meine Gegner in einem Ton mitleidsvoller Herablassung und einer ironischen Teilnahme an dem Strafgericht, das sie treuherzig überzeugt sind an mir zu vollziehen. Sie entlasten mich großmütig von aller Verantwortung, da ich ja als „Nichtfachmann" nur „unwizzende" gefehlt habe. Meine Gegner gestatten mir wohl, diese Tonart, in der sie sich behagen mögen, in meiner folgenden Erwiderung zu ignorieren. Auf diesem Niveau des wissenschaftlichen Verkehrs sich zu bewegen ist nicht eines jeden Sache und Geschmack. Es wird sich ja zeigen, wie weit dieser Ausdruck eines nicht zu erschütternden Selbstvertrauens in dem inhaltlichen Wert ihrer Verteidigung selbst begründet ist.

Es wäre unmöglich, alle Mißverständnisse und Verdrehungen, mit denen Jellinek und Kraus meine Äußerungen wiedergegeben haben, richtigstellen zu wollen. Auch wäre es eine überflüssige Mühe, da die Mehrzahl dieser, selbstverständlich unbeabsichtigten, Entstellungen mehr bezeichnend für die Auffassung meiner Gegner als von irgend welcher sachlichen Wichtigkeit ist. Ich werde mich daher darauf beschränken, hier vorweg einige Irrtümer persönlicher Natur zurückzuweisen, soweit sie meine Stellung zu meinen Gegnern wie zu der Sache, die ich vertrete, in falschem Licht könnten erscheinen lassen.

Jellinek und Kraus meinen, ich hätte ihnen den Rat erteilt, sie sollten sich „still der Ausbildung in der Kritik widmen"; sie hätten das inzwischen gethan und kämen, mir „die ersten Früchte dieser Ausbildung" darzubringen. Ich sollte Jellinek und Kraus einen solchen Rat erteilt haben? Das wäre ein wenig viel gewagt! Ich habe gesprochen von dem „jungen Geschlecht von Epigonen, das gut thäte, sich still der Ausbildung in der Kritik zu widmen, statt geräuschvoll das Evangelium einer neuen Methode zu verkünden" (S. 689). Diese Worte sind an die psychologischen Litterarhistoriker gerichtet, mit denen ich es in meinem Aufsatz, abgesehen von dem Jellinek und Kraus gewidmeten Passus (S. 673—678), ausschließlich zu thun habe. Der ganze Zusammenhang lehrt es, und ich erkläre ausdrücklich, daß ich an Jellinek und Kraus dabei nicht gedacht habe. Wenn sie sich indes durch jene Worte getroffen fühlen, so ist das ihre Sache.

Ich soll mich ferner im Irrtum befunden haben, über ihre „eigentlichen Absichten", wenn ich meinte, sie hätten mit ihren Beispielen „doch wohl nur möglichen Auswüchsen der Kritik entgegentreten" wollen. Ja, wenn sie das mit ihrem ersten Aufsatz und ihren gegenwärtigen Auseinandersetzungen nicht gewollt haben, was haben sie dann gewollt? War es wirklich auf die kritische Methode selbst abgesehen?

BREMER

Jellinek und Kraus verwahren sich weiter dagegen, als ob sie den Anspruch erhoben hätten, „die Frage der Widersprüche endgiltig gelöst zu haben". Sie wüßten gar nicht, was das heiße, „die Frage der Widersprüche lösen" (S. 693). Es freut mich, hier in der Sache mich mit ihnen einig zu sehen, denn ich weiß es auch nicht. Aber sollte ich denn an diesem Mißverständnis allein schuld sein? Die Verfasser berufen sich auf die limitierenden Bemerkungen ihres ersten Aufsatzes wie „einige andeutende Bemerkungen", „unseres Ermessens", „nicht ungerechtfertigt" (S. 715). Aber dazwischen reden sie von den „Schlüssen, die sich" ihres Erachtens „mit Notwendigkeit ergeben". Wenn jemand so spricht, da bin ich trotz all meiner „Bescheidenheit" unbescheiden genug, ich werfe die einschränkenden Arabesken fort und halte mich an den Kern, und was enthält der anderes als ihre persönliche Überzeugung, daß die von ihnen gewonnenen Ergebnisse in der Frage der Widersprüche von entscheidender Bedeutung sind. Dazu stimmen ja auch die folgenden Bemerkungen (S. 715) „Zunächst lehrt unsre Sammlung", „ferner haben wir gezeigt," und was sie „gelehrt" und „gezeigt" zu haben behaupten, das sind eben die verschiedenen Möglichkeiten, unter denen Widersprüche entstehen können. Auch die Bemerkungen über das, was nach ihrer Meinung „unberechtigt" und „unrichtig" ist in dem Verfahren der Kritik, sehen

doch ganz darnach aus, als ob sie sich in dieser Frage ein entscheidendes Urteil zutrauen. Aber ich will mich in diesem Punkte gern getäuscht haben; ihre Erklärung ist um so beruhigender, da sie ja zur Lösung der Widerspruchsfrage wirklich nichts beigetragen haben.

Jellinek und Kraus deuten endlich an (S. 692), ich hätte mir erlaubt, ohne „im Mittelhochdeutschen Fachmann" zu sein, „über die höhere Kritik der Nibelungen ein entschiedenes Wort zu sprechen". Ich weise dies zurück und erwarte den Beweis, wo es geschehen sein sollte. Ich habe über die Berechtigung der Kritik in mittelhochdeutschen Volksepen kein Wort verloren. Nur ein vereinzeltes Beispiel aus Lachmanns Nibelungenkritik habe ich gegen die Auslegung meiner Gegner in Schutz genommen (S. 677), und ich werde später nachweisen, daß ich darin Recht hatte.

Überhaupt aber sollte doch, wer mit so souveräner Freiheit wie die Verfasser durch alle möglichen Litteraturen schweift, selbst etwas vorsichtiger sein mit dem Hervorkehren der Fachwissenschaft. Ich weiß zwar nicht, wie weit sie sich die Arbeit geteilt haben, aber jedenfalls treten sie doch engverbunden auf, zwei Seelen und ein Gedanke. Sie sind in der alt- und neufranzösischen, in der mittel- und neuhochdeutschen Litteratur, sie sind im Angelsächsischen, im Spanischen zu Hause, sie sind in der Lage, mir eine authentische Darlegung des Textverhältnisses vom Don Quixote zu geben. Danach sieht es doch so aus, als ob für ihre eigene Praxis jeder engherzige Begriff von Fachwissenschaft in wesenlosem Scheine hinter ihnen liege.

Hier aber handelt es sich gar nicht einmal um eine fachwissenschaftliche, sondern um eine gemeinsame philologische Angelegenheit. Es wäre sehr von Übel, wenn man grundsätzlich die Augen verschließen wollte gegen das, was auf den Nachbargebieten vorgeht, wenn man mit Gleichmut betrachten wollte, wie sich dort falsche Tendenzen festsetzen, die notwendigerweise auch auf die angrenzenden Fächer in schädlicher Weise übergreifen müssen. In diesem Falle haben übrigens Jellinek und Kraus durch ihre Exemplifikation auf die moderne Litteratur ihren Thesen selbst eine allgemeinere Bedeutung gegeben, und sie können sich nicht wundern, wenn sie auch von dort Antwort bekommen. Nur weil ich sah, daß man auch in der modernen litterarhistorischen Forschung schon anfing sich auf sie zu berufen, habe ich, da ich gerade des Weges kam, meine Ansicht über ihren Aufsatz gesagt und diese Episode eingeschaltet, die freilich nach der Natur der kritisierten Arbeit nur eine, wie Jellinek und Kraus ganz richtig sagen, „untergeordnete" Bedeutung haben konnte.

Ich komme nun zur Sache. Also meine Kritik des Aufsatzes von Jellinek und Kraus soll ein großes „Mißverständnis" bilden. Wäre das wirklich der Fall, so hätten die Verfasser am wenigsten Berechtigung

M349685

sich darüber zu beklagen. Ich habe schon früher kurz darauf hingewiesen, in wie lässiger Ordnung sie ihre Beispiele mitgeteilt haben. Unter der Rubrik „Widersprüche zwischen verschiedenen Angaben" stopfen sie alles zusammen, was sie in der mittelhochdeutschen und altfranzösischen Litteratur an passenden und unpassenden Belegen gefunden haben. Da stehen die verschiedenartigsten Dinge bunt durcheinander. Dabei sind die meisten der angeführten Fälle gar keine Widersprüche, sondern sprachliche und stilistische Anomalien, die weder unter diese Rubrik noch überhaupt in eine Sammlung von Widersprüchen gehören. Die „Grundgedanken", die sie gehabt haben wollen, sind entweder überhaupt nicht wahrzunehmen oder nur ganz im Vorbeigehen angedeutet. Eine ihrer Hauptabsichten soll gewesen sein, den Unterschied zu beleuchten zwischen „moderner und mittelalterlicher Art zu dichten". Gewiß hört man ein paar Mal etwas derartiges. Als ob sich das nur auf diese wenigen Fälle bezöge! Alles was sie von S. 692 an bis zum Schluß vorbringen, gehört dahin, und das mußte natürlich gesagt und zum beherrschenden Gesichtspunkt gemacht werden. Sie meinen freilich, ihre „Erörterungen seien nur für einen engen Kreis von Fachgenossen berechnet" gewesen, „denen diese Vorstellungen längst geläufig geworden" seien (S. 708). Aber ich verstehe nicht, wenn diese „Vorstellungen" den Fachmännern „längst geläufig geworden" sind, warum suchen die Verfasser sie dann noch mit einem solchen Aufwand von Beispielen neu zu beweisen? Ich fürchte doch, es werden auch die Fachleute von dieser Form, ihnen eine alte Weisheit neu aufzutischen, nicht gerade erbaut sein.

Schlimmer aber ist — was ich ihnen an einigen Beispielen nachgewiesen hatte — die große sachliche Sorglosigkeit, mit der sie ihre Beispiele ausgewählt haben. Hier scheinen sie mir anfangs sogar selbst zustimmen zu wollen, denn was sollten sonst die Worte bedeuten, ich sei „gezwungen" gewesen, „die verunglückte Interpretation einiger mittelhochdeutscher Citate richtig zu stellen" (S. 691). Später aber scheint ihnen dies Geständnis leid geworden zu sein — liegt hier vielleicht Kontamination von Quelle Jellinek und Kraus vor? — und sie suchen sich bei einigen von den Fällen, die ich angeführt hatte, so gut es geht, aus der Klemme zu ziehen. Leider sehe auch ich mich dadurch gezwungen, noch einmal auf diese Stellen zurückzukommen.

Nibelungen 870:

> Geladen vil der rosse kom vor in über Rîn,
> diu den jeitgesellen truogen brôt unde wîn,
> vleisch mit den vischen, unde ander manegen rât,
> den ein künec sô rîche harte billîchen hât.

Diese Strophe ist von Lachmann beanstandet, weil die Erwähnung des Weines hier unpassend ist. Denn darin habe „ja eben die List"

bestanden, daß er nicht mit auf die Jagd genommen würde. Dagegen hatten Jellinek und Kraus (S. 692) eingewandt, brôt unde wîn sei ein „formelhafter Ausdruck" und, wie zu ergänzen, deswegen hier als ernsthafter Widerspruch nicht anzusehen. Ich hielt dem (S. 677 f.) entgegen, das sei eine Behauptung ohne Beweis. Im ganzen Nibelungenlied komme brôt unde wîn nur noch einmal so verbunden vor, und dort sei es sicher nicht formelhaft gebraucht.

Was Jellinek und Kraus hierauf erwidern, muß ich ganz herſetzen (S. 711): „Wenn ein Mathematiker gelegentlich seiner Überzeugung Ausdruck giebt, daß das Quadrat über der Hypotenuse gleich ist der Summe der Quadrate über den beiden Katheten, so will er nicht, daß man ihm das so ohne Beweise glaube, aber er meint, daß man die Beweise kennt. Was würde er wohl sagen, wenn man ihm den pythagoräischen Lehrsatz für eine Behauptung aufs Geratewohl erklärte? Wir möchten gern höflicher sein als der Mathematiker und Niejahr die Beweise an die Hand geben, indem wir ihn auf Martins Note zur Kudrun 322, 2 aufmerksam machen. Denn er ist der Ansicht, daß man nur dann eine Verbindung für formelhaft erklären dürfe, wenn sie in einem und demselben Werk öfter auftritt. Im Nibelungenlied kommen aber Brot und Wein nur noch einmal verbunden vor und an dieser Stelle (1627, 2) ist der Ausdruck nach Niejahrs Überzeugung sicher nicht formelhaft. Nibelungen 1627, 2. 3 lauten:

wâ naemet ir die spîse, daz brôt und ouch den wîn,
daz ir sô manegen recken noch hînte müeset hân?

Offenbar kennt Niejahr die Sitte unserer Gastwirte, das Gebäck besonders zu berechnen und mit scharfsinniger Erwägung der österreichischen Heimat des Nibelungenlieds hat er daraus für spîse an unserer Stelle die Bedeutung „Kouvert exklusive Brot und Getränk" erschlossen. Unser Blick ist allerdings so sehr durch banausische Fachkenntnisse getrübt, daß uns sowohl Niejahrs Ansicht über den Begriff der Formel, als auch die Meinung, daß Nibelungen 1627, 2 daz brôt und ouch den wîn etwas anderes sein könne, denn Variation zu spîse als gänzlich absurd erscheint. Allein die Schuld liegt nur an uns."

Dies eine vorläufige Probe von der Art, wie die Verfasser sich mit einer ernsthaften Frage der Interpretation abfinden.

Ich fange mit Strophe 1627, 2 an:

wâ naemet ir die spîse, daz brôt und ouch den wîn.

daz brôt und ouch den wîn soll hier „Variation" zu spîse und jede andere Auffassung „gänzlich absurd" sein. Also „brôt und ouch

den wîn" ist ein „formelhafter Ausdruck", weil es „Variation" zu spîse ist? Und wenn nun noch Fleisch und Butter und Käse u. s. w. hinzugesetzt wäre, so wäre auch das alles formelhaft gebraucht? Man braucht wirklich nicht Fachmann zu sein, um dieses ganze hohle Gerede umzustoßen. spîse kommt im Nibelungenlied in verschiedener Bedeutung vor. Es steht erstens in dem allgemeinen Sinn „Nahrung" (308. 699. 1577. 1625. 1886). Dann, neben wîn oder trinken, bezeichnet es die feste Speise, das Essen (369. 1407, 4—1408. 1885). An anderen Stellen wieder ist es alles, was in „kezzeln, haven unde pfannen" bereitet wird (720. 900), also doch wohl vorzugsweise Fleisch. Wie verhält sich nun dazu „daz brôt und ouch den wîn"? Es müßte, wenn es hier als formelhafte Variation zu spîse gebraucht sein sollte, ebenso wie dieses „Nahrung" oder „Unterhalt" bezeichnen. Nun kommt brôt allein zweimal im Nibelungenlied in dieser Bedeutung vor (1577. 1964), aber von „brôt unde wîn" ist dies noch erst zu beweisen. Die einzige Stelle, wo es sich sonst noch findet (870), kann natürlich dafür nicht herangezogen werden, deshalb nehmen Jellinek und Kraus ihre Zuflucht zur Kudrun, wo 322 die Worte sîn brôt und sînen wîn nach Martins Ansicht „überhaupt die Nahrung" bedeuten sollen. Aber die beiden Belegstellen, die er aus der Kudrun und dem Nibelungenliede dafür anführt, können dies unmöglich beweisen. Denn Kudrun 1383, 2 schließt der Zusatz unde guote spîse eine „formelhafte" Bedeutung unserer Worte geradezu aus, und Nibelungen 1627, 2 ist eben unsere Stelle, wo dieser Sinn mindestens zweifelhaft ist. Ich brauche die Frage nicht weiter zu verfolgen, ich lasse es auf sich beruhen, ob Kudrun 322 wirklich die von Martin angenommene Bedeutung vorliegt und ob sie auch bei anderen Dichtern begegnet; es geht aus dem Gesagten schon zur Genüge hervor, es zwingt an unserer Nibelungenstelle nichts, daz brôt und ouch den wîn als „Variation" oder Apposition von spîse zu fassen. Ich persönlich leugne nicht der „absurden" Überzeugung zu sein, der Dichter wolle nicht sagen „die Speise, nämlich das Brot und auch den Wein (= Speise)", sondern „das Fleisch, das Brot und auch den Wein".

Aber mag es doch damit stehen, wie es will, jedenfalls kann an der Stelle, auf die es hier ankommt, Nibelungen 870, von einer „formelhaften" Bedeutung unter keinen Umständen die Rede sein. Wenn es heißt „brôt unde wîn, vleisch mit den vischen, unde ander manegen rât", so beweist diese detaillierte Aufzählung der einzelnen Speisesorten, die sonst im Nibelungenlied nicht üblich ist, deutlich, daß der Dichter sich der Vorstellung der Dinge klar bewußt ist. Wenn er also brôt unde wîn sagt, so schwebt ihm nicht bloß der allgemeine Begriff „Nahrung" vor, sondern beides,

Brot und Wein, steht ihm in seiner wirklichen Bedeutung vor Augen. Danach waren also Lachmanns Bedenken gegen die Strophe doch wohl einigermaßen berechtigt.

Aber vielleicht verstehe ich gar nicht, was die Verfasser sich unter ihrem „formelhaften Ausdruck" eigentlich denken. Sie meinen ja, die Beweise für „formelhaften" Gebrauch eines Ausdrucks müßten als gerade so bekannt vorausgesetzt werden wie der Beweis eines mathematischen Lehrsatzes, und sie wundern sich höchlich, wenn ich an ihre hochmögende Fachgelehrsamkeit das Ansinnen stelle, Beispiele für „formelhafte" Bedeutung von „brôt unde wîn" aus dem Nibelungenlied, das ja in dieser Beziehung einem abweichenden Sprachgebrauch huldigen könnte, beizubringen. Daß sie dazu nicht im Stande sind, haben wir ja gesehen, und doch dürfte es in der Natur der Sache liegen, daß ein formelhafter Ausdruck zu seiner uneigentlichen, konventionellen Bedeutung nur durch besonders häufige Anwendung gelangen konnte. Aber sie werden jedenfalls außer der einen zweifelhaften Stelle der Kudrun noch zahlreiche andere Beispiele bei der Hand haben und zugleich die sichersten Anhaltspunkte dafür, daß sie auch für das Nibelungenlied maßgebend sind. Es dürfte aber doch wohl außer mir noch mancher bedauern, diese köstlichen Fälle bei dieser Gelegenheit nicht kennen gelernt zu haben.

Was soll man nun dazu sagen? Meine Gegner berufen sich auf ihre überlegenen Fachkenntnisse und im selben Augenblick verschmähen sie es nicht, sich um die einfachsten Forderungen der Interpretation mit den wohlfeilsten Ausreden herumzuwinden. Wen denken sie denn damit zu täuschen, die Fachmänner oder mich, den Nichtfachmann?

Ich kann mich hiernach bei den beiden anderen Fällen, in denen Jellinek und Kraus eine Verteidigung versucht haben, kürzer fassen.

Ulrichs Lanzelet Vers 7002 ff. äußert sich Erec auf Tristants Vorschlag, den Zauberer Malduc kommen zu lassen, folgendermaßen: Ich *glaube* (ich waene), mein Herr kann den Mann nicht hierherkommen lassen. Wir haben ihm manchen schweren Schaden zugefügt. Ich habe seinen Vater, Walwein seinen Bruder getötet, und mein Herr hat ihn aus dem Lande getrieben. Dann fährt er fort (Vers 7012 ff.):

doch dês al ein, ob er uns mac
ze disen dingen iht vervâhen,
sô sulen wir gerne gâhen
und süenen uns swie wir megen,
daz wir daz laster (die Burg Falerins) nider gelegen.

Ich erklärte den angeblichen Widerspruch zwischen der anfänglichen Abweisung und der folgenden Befürwortung des Vorschlags damit, der Dichter habe uns hier nicht die fertige, sondern die erst sich

bildende Ansicht Erecs hören lassen wollen (S. 675). Die Verfasser sind hiermit ganz einverstanden, finden aber „diese Verfertigung" der Gedanken „ungeschickt gemacht" (S. 701), und damit ist dann die Sache für sie bagethan. Aber ich kann hier von einem Widerspruch beim besten Willen nichts wahrnehmen. Es möchte widerspruchsvoll, nicht sein, aber klingen, wenn Erec erst die objektive Unmöglichkeit betonte, den Zauberer zu „besenden". Aber so drückt er sich nicht aus, er sagt, ich glaube, der Mann wird unserem Ruf nicht folgen. Doch, fährt er fort, das ist alles gleich, mit anderen Worten, diese meine subjektiven Bedenken können nicht in Betracht kommen; wenn er uns zur Niederlegung der Burg irgendwie helfen kann, müssen wir wenigstens den Versuch der Aussöhnung machen. Es wird hiernach wohl niemand außer den Verfassern ein Ungeschick oder einen Widerspruch in diesen Worten entdecken.

Nun meinen Jellinek und Kraus — ich muß dies gleich hier mitbesprechen — „einen vollständig analogen Fall" hätte Lachmann „zu Nibelungen 1609 athetiert". Das wäre in der That merkwürdig. Aber ich sehe, sie haben die Stelle nur nicht recht verstanden. Es handelt sich um die Strophen 1609—1613. Die Burgunden werden in Bechlaren empfangen und in den Saal geführt. Man schenkt ihnen Wein und die Ritter werfen verliebte Blicke auf die schöne Tochter Rüdigers. Strophe 1609: „Es ward da viel hin und wieder gesehen an Mädchen und Frauen." Volker „dem wirte holden willen truoc". Strophe 1610—1612: Man geht zu Tische. Die Tochter muß drinnen bei den kinden bleiben. Die Tafel wird aufgehoben, die Mädchen kommen wieder herein. Strophe 1613 f.: da sprach Volker: Reicher Markgraf, Gott hat an Euch gnädig gehandelt, daß er Euch ein so schönes Weib gegeben. Wäre ich ein König, zum Weibe wollte ich Eure schöne Tochter haben.

Hierzu bemerkt nun Lachmann: „Diese strophe (1609) wäre zu ertragen, wenn nun 1613 unmittelbar folgte. Da aber 1610—1612 ohne tadel sind, so muß wohl 1609 ein wenig geschickter zusatz eines dichters sein, der, des folgenden schon kundig, hier Volkers gedanken wollte entstehen lassen, ohne doch recht sagen zu können, was er meinte." Also die Worte „Volker trug dem Wirth geneigten Willen" wären neben den andern Worten der Strophe 1609 nur dann zu ertragen, wenn Volker nun gleich zu reden anfinge. Da aber drei Strophen gänzlich heterogenen Inhalts (1610—1612) dazwischen treten, so ist Strophe 1609 unhaltbar. Dies nennen nun Jellinek und Kraus einen mit dem vorhergehenden „vollständig analogen" Fall. Dort handelt es sich um eine, nach ihrer Auffassung, ungeschickte Motivierung einer „Sinnesänderung" innerhalb

einer Rede, hier handelt es sich weder um eine „Sinnesänderung", noch um eine Rede, sondern um einen ungeschickt ausgedrückten Hinweis auf eine später zu erwartende Rede. Dort soll befremdend sein die angeblich mangelhafte Motivierung innerhalb einer ununterbrochenen Gedankenreihe, hier ist der Hauptanstoß die Trennung zusammengehöriger Elemente durch artige Bestandteile. Man darf also, wie man sieht, doch nicht so ohne weiteres alle Fälle, wo von Ungeschick oder Gedankenentstehung die Rede ist, als „vollständig analog" betrachten.

Endlich der dritte Fall aus Veldekes Eneide Vers 6750 ff. Volzan hat dem gefangenen Eurialus den Kopf abschlagen lassen. Sein Freund Nisus stürzt sich darauf in wahnsinniger Wut auf die Feinde, tötet ihrer mehrere und wird dann selbst überwältigt und getötet. Dann heißt es Vers 6786 ff.:

doe dat Volzân gesach,
dat sî dâ beide lâgen dôt,
sînen lûden he gebôt
— er enwolde sî niet skeiden —
he gebôt, dat man hen beiden
die houvet ave sloege.

Jellinek und Kraus bleiben dabei, der Dichter habe Vers 6790 f. vergessen, daß Eurialus ja schon enthauptet war. Aber ich bestreite auch jetzt noch die Berechtigung dieser Auffassung. Der Dichter selbst steht auf meiner Seite. Er hat mit dem Zwischensatz 6789 er enwolde sî niet skeiden wie mit dem Finger darauf hingewiesen, wie er die Stelle verstanden wissen will. Die Worte haben in dieser Situation nur dann einen Sinn, wenn die beiden tot daliegenden Freunde bisher „geschieden" waren, das heißt, der eine enthauptet, der andere es nicht war. Diese Auffassung wird durch das folgende „hen beiden" lediglich bestätigt. Denn dieses hebt, da es durch den Reim in der Betonung steht, ausdrücklich die Vorstellung der Zweiheit hervor, und kann nur bedeuten, wie vorher dem einen, so soll jetzt auch dem andern das Haupt abgeschlagen werden. Dies ist die rein logische Analyse. Sprachlich erklärt sich der Ausdruck beiden wohl aus der Zusammenfassung der Vorstellungen: er gebot auch den Nisus zu köpfen, so daß dann beide enthauptet waren. Dies hatte ich als „volkstümlich brachylogische, vielleicht dialektische Ausdrucksweise" bezeichnet. Meine Gegner thun, als wenn ich gesagt hätte, eine „dialektische, vielleicht brachylogische" Ausdrucksweise, sie verdrehen mir die Worte, um sich dann nach ihrer Art daran zu erlustigen (S. 704 f.). Aber ich kann ihnen dieses Vergnügen nicht gönnen. Ich habe bestimmt nur behauptet, hier liege ein Fall von

Brachylogie vor, ob sie etwa in besonderen Eigentümlichkeiten des Veldekeschen Dialekts begründet ist, habe ich ganz unentschieden gelassen. Jellinek und Kraus meinen, in keiner deutschen Mundart könne man den Gedanken „er ließ auch dem X das und das zufügen" ausdrücken durch die Worte „er ließ ihnen beiden das und das zufügen". Sie irren sich. Wenn ich sage „ich habe jetzt X widerlegt" und dann fortfahre „ich muß aber beide widerlegen", so ist das eine ganz verständliche Ausdrucksweise, und doch heißt „beide" hier nichts anderes als bei Veldeke, nämlich „auch den anderen".

Sie wollen nun die „Schwierigkeit" aus Veldekes Quelle erklären, obwohl sie — einigermaßen zu meiner Verwunderung — selbst zugeben, „die Vermutung, ein deutscher Dichter des Mittelalters könne einen Zug angebracht haben, weil seine Vorlage ihm denselben bot", liege „sehr weit ab". Im Roman d'Énéas also wird der Vorgang im übrigen ebenso wie bei Veldeke erzählt. Euryalus ist enthauptet, Nisus fällt, indem er ihn rächen will. Die entscheidenden Worte sind nun Vers 5253 f.: à son compaignon l'ajosterent, les chiés ont pris, ses en porterent, das heißt, wenn ich recht verstehe, „sie legten ihn (den Nisus) neben seinen Gefährten, sie haben die Köpfe genommen und trugen sie davon". Hier hat also der Dichter unterlassen, die Enthauptung des Nisus zu erwähnen. Und hierdurch soll Veldeke zu „seinem Widerspruch" gekommen sein, er, der die Enthauptung des Nisus richtig erzählt, aber angeblich den Eurialus zweimal köpfen läßt? Veldeke soll es „für nötig" gehalten haben, seine Vorlage zu ergänzen und des Nisus Köpfung ausdrücklich zu berichten, ohne daran zu denken, daß er die Enthauptung des Eurialus bereits erzählt hatte? Also er korrigiert mit Vorbedacht seine Quelle und merkt nicht, wie er dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerät? Gewiß kommt das vor, aber darf man eine Schwierigkeit mit der Aufwerfung einer anderen erklären? Und die Worte er enwolde sî niet skeiden! Jellinek und Kraus vermuten, da Veldeke in der Quelle die Angabe gefunden habe, „daß die Rumpfe vereint und die Häupter davongetragen werden", so habe es ihm nahe gelegen, beides in Kausalnexus zu setzen und zu erklären: „er wollte sie nämlich nicht trennen". Ein so besonderer Kausalnexus, daß Veldeke sich wohl vor ihm bedankt haben würde!

So sieht es also mit diesen drei vermeintlichen Widersprüchen aus, auf denen sich die Verfasser, der natürlichen Interpretation zum Trotz, so hartnäckig zu behaupten suchen. Bei den beiden andern Fällen haben sie eine Widerlegung nicht erst versucht, und ich darf also annehmen, sie wissen gegen meine Einwände nichts vorzubringen. Es muß also schon dabei bleiben, sie haben es sich wirklich mit der Auswahl ihrer Beispiele „leicht gemacht".

Um ihnen aber noch deutlicher zu beweisen, bis zu welchem Grade sie es sich leicht gemacht und wie kritiklos sie darauf losgesammelt haben, erlaube ich mir ihnen hier noch eine weitere kleine Blütenlese fälschlich so genannter Widersprüche aus ihrer Kollektion vorzulegen, ohne damit natürlich, wie Jellinek und Kraus behaupten, die Beweiskraft sämtlicher Fälle „verneinen" zu wollen. Ich nehme die Beispiele, wie sie mir gerade vor Augen kommen. Ein „Fachmann" würde vermutlich auf den ersten Blick leicht noch mehr dergleichen Versehen entdecken.

S. 683. Kleist „Marquise von O." Sie meinen, Graf F. könne den Namen der Marquise „Julietta" nicht kennen; daß er ihn erfahren, sei weder erzählt, noch nach der S. 101 (Muncker) geschilderten Situation wahrscheinlich. Aber es wird ausdrücklich mitgeteilt, der Vater habe unmittelbar nach jener Situation erst mit dem Grafen F. allein und dann von neuem mit ihm und dem russischen General über seine Tochter gesprochen, und es ist eine zwar nicht angedeutete, aber eine selbstverständliche Voraussetzung, daß dabei der Name der Marquise gefallen ist.

S. 691. Herborts Trojanischer Krieg 10713 ff. und 10917 f. liegt gar kein „Widerspruch in Zahlangaben" vor. Die Griechen verlangen von den Trojanern einen Waffenstillstand, auf zwei Monate, „wenn es sein kann". Er wird ihnen gewährt, auf wie lange Zeit ist nicht gesagt (Vers 10713 ff.). Später, als er abgelaufen ist, erfährt man, daß er auf einen Monat abgeschlossen war. Hier ist also, wie so oft in mittelhochdeutschen Gedichten, ein Zwischengedanke zu ergänzen, daß den Griechen die Waffenruhe in der gewünschten Länge nicht zugestanden wurde.

S. 692. Vorauer Moses, Diemer S. 39, 6 f.:

si (die Heuschrecken) namen in garten unde chorn.

Hier soll garten unde chorn (Obst und Korn) mit dem bekannten Schlagwort ein „formelhafter Ausdruck" sein. Denn in der Vulgata sei an der betreffenden Stelle (Exodus 10, 15) von Obst und Kraut (herba) die Rede. Aber der Verfasser des Gedichtes hat sicherlich in diesem ganzen Abschnitt die Bibel gar nicht vor Augen gehabt, er erzählt die Plagen in anderer Reihenfolge und zum Teil willkürlich abgeändert. Und überdies entspricht „Korn" hier selbst im Sinne der Bibel durchaus dem Zusammenhang. Denn Exodus 9, 25 und 31—32 ist ausdrücklich gesagt, nur Kraut, Flachs und Gerste sei vom Hagel zerstört, aber Weizen und Roggen (far), also „Korn," sei nicht geschlagen, da es spät Getreide sei. Also von einem „formelhaften" Gebrauch von garten unde chorn kann gar nicht die Rede sein.

S. 693. Konrad von Fußesbrunnen „Die Kindheit Jesu" Vers 1978 ff. Jellinek und Kraus führen dieses Beispiel an unter den Fällen, wo der Dichter seine Personen „Äußerungen thun" läßt, die ein Wissen von den Dingen voraussetzen, das sie nicht haben können. Es handelt sich hier um Götzenbilder, „die zu Boden stürzen, als die heilige Familie den Tempel betritt". Der Dichter selbst ist es, der sagt, es sei gewesen .,**als ob** si solden sprechen: sît der wâre got ist komen, nu hât ende genomen unser valschiu gotheit". Die Götzen selbst dagegen läßt er gar nichts sprechen. Also wohl ein recht unangenehmes Versehen? Auch der Herzog der Stadt äußert nur vermutungsweise, die Götter müßten einen Gott in der Nähe wissen, der über ihnen sei (Vers 2009 f.). Was daran Widerspruchsvolles oder Auffallendes ist, verstehe ich nicht.

S. 695. Lamprechts „Francisken leben" Vers 349 f. soll sich „eine Störung der Fiktion finden in den Worten „barmherzer got, erbarme dich über in und über mich". Jellinek und Kraus sagen leider nicht, wie sie die Stelle erklären, jedenfalls aber meinen sie doch, der Dichter springe plötzlich in die erste Person über (mich), nachdem er bisher in seinem Gebet in der dritten Person von sich gesprochen. Ist das möglich? Das Gebet, bis dahin an den heiligen Franz gerichtet, wendet sich in den angeführten Worten unvermittelt umschlagend an Gott. Meint der Dichter sich selbst mit „mich", wer ist dann „in", da es natürlich nicht der Heilige sein kann? Weinhold (zu Vers 350) erklärt: „über mich verdeutlicht das über in. Beide gehn auf Lamprecht." Mir steht kein Urteil darüber zu, ob diese Auffassung möglich ist. Der Dichter hätte dann einem Widerspruch selbst vorgebeugt, wenn er sagte „über ihn, nämlich über mich (den Dichter)". Vielleicht — was ich unmaßgeblich bemerke — liegt eine Interpolation des Abschreibers vor, der die Gelegenheit benutzte, um sich selbst neben dem Dichter (in) der Gnade Gottes zu empfehlen. Jedenfalls aber durfte doch eine Stelle, deren Interpretation so wenig gesichert ist, nicht als Beispiel verwendet werden.

S. 699. Jüngere Judith, Diemer 161, 11 ff.: „unde leit ir brutgwant ane, daz was mit golde wol beslagen unde stralte ir vahs unde want in enine (eine) sidine huben daz, unde leit ir bestez gewant an." Hier finden Jellinek und Kraus eine „auffällige Wiederholung". brutgwant und gewant soll dasselbe sein; denn gewant könne hier nicht „Mantel" bedeuten, da noch folge, daß sie „Arm-, Hals- und Ohrringe angelegt habe". Aber in der Bibel (Judith 10, 3) ist es ja thatsächlich so erzählt, Judith zieht sich erst vollständig an (vestimenta iucunditatis suae, sandalia), und dann erst legt sie sich ihren Schmuck an, Armbänder, Ohrringe u. s. w. Faßt man brutgwant wie Jellinek und Kraus

als gesamte Kleidung, dann läßt man den Dichter die Absurdität begehen und sagen, Judith zog sich erst vollständig an und darauf kämmte sie sich und setzte sich ihre Haube auf. Der Zwischensatz unde stralte ir vahs zeigt deutlich, daß ihm bei brutgwant nicht die ganze Toilette, sondern nur das Untergewand — auch die Hemden waren ja oft mit Goldstickereien verziert (siehe A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger 1, 251) — vorschweben konnte. Jedenfalls also bezeichnen brutgwant und gewant hier zwei verschiedene Teile der Kleidung.

S. 703 nennen die Verfasser den Fall aus „Mai und Beaflor" S. 185, 2 selbst „weniger auffällig". Thatsächlich ist überhaupt nichts „Auffälliges" daran, wenn Beaflor anfangs sich weigert zu essen, dann von der als Mutter verehrten Benigna energisch zurechtgewiesen erwidert: Ich folge Dir gern, ich will Dir gehorsam sein.

S. 705. Der merkwürdige Fall von „Kontamination zweier Vorstellungen" aus Pleiers Meleranz 8733 ff. besteht nur in der Phantasie der Verfasser. Wenn es heißt „sus slief der junge werde man unz der tac ûf in gie", so ist damit nur die Zeit angegeben, wie lange er schlief. Die Ursache seines Erwachens ist ausgedrückt in den Worten „gedanc in niht slâfen lie". Ein ganz ähnlicher Fall findet sich in Wolframs Parzival V, 245, 17 ff. Dort wacht Parzival in der Gralsburg auf, von einem finsteren Traum geschreckt („von disen strengen sachen muos' er durch nôt erwachen"). Dann heißt es weiter „der tag ouch durch diu venster schein". Wenn es der Traum war, was ihn durch nôt erweckte, so können die letzten Worte nur die Zeit des Aufwachens bestimmen. „Der Tag auch bereits durch die Fenster schien", das heißt, es war auch schon Zeit aufzustehen.

Zu guter letzt sei noch eines Falles aus Wolframs Parzival gedacht, über den die Verfasser sich mit besonderer Umständlichkeit und Wichtigkeit verbreiten S. 685 f. Wer den Parzival auch nur mit oberflächlicher Sammlung gelesen hat, dem kann nicht entgangen sein, mit welcher Inkonsequenz der Dichter die äußere Erscheinung seines Helden behandelt. Parzival hat Ither, den „rothen Ritter", gefällt und sich seine rothe Rüstung angelegt. Er kommt zunächst zu Gurnemanz geritten. Aber schon jetzt denkt der Dichter nicht mehr an den neuen Waffenschmuck seines Helden. Gurnemanz findet durchaus nichts Auffallendes an ihm, erst als er hört, er habe Ither erschlagen, nennt er ihn den „rothen Ritter" (III, 170, 3 ff.). Und so ist es nun fast immer. Die rothen Waffen werden wohl hie und da erwähnt (IV, 179, 21; IV, 211, 9; VIII, 398, 5 u. s. w.), aber ihren Träger machen sie nur selten kenntlich. Selbst Gawan muß erst von Parzival selbst vernehmen, wen er vor sich hat (XIV, 689, 11 ff.), und Sigune,

die ihn doch vorher in seiner Rüstung gesehen hat (V, 249, 14 ff.), erkennt ihn erst wieder, nachdem er das „hersenier" gelüftet (IX, 440, 20 ff.). Diese und andere Beispiele mochten die Verfasser anführen, obwohl ja nirgends gesagt ist, daß Parzival immer die rothe Rüstung getragen habe. Aber sie haben nun einmal eine unglückliche Hand. Sie verfallen auf die einzige Stelle in dem ganzen Gedicht, die nicht passend ist, nicht passend, weil der Dichter hier selbst alles Widersprechende beseitigt hat. Denn die Ritter, die an jenem Morgen mit Parzival tjostiren (VI, 286 ff.), sie können ihn unmöglich an seiner rothen Rüstung erkennen, weil er sie zufällig an diesem Tage gar nicht trägt. Als er nämlich später von der Tafelrunde Abschied nimmt und sich „seinen Harnisch" bringen läßt (VI, 332, 21) — der also kein anderer sein kann als der vorher getragene —, da sehen wir, daß dieser nicht rot, sondern „lichtweiß" ist (VI, 333, 4). Auch braucht er im Kampf den Speer von Troys, den er „vor der Klause" fand (VI, 288, 16), nicht den roten Ithers. Ein genaues Auge mag nun freilich immer noch an ihm den roten Schild, das rote kûrsît u. s. w. entdecken. Aber so scharfsichtige Beobachter hat sich der Dichter hier offenbar nicht gewünscht, denn wenn er ihm einen „lichtweißen" Harnisch giebt, dann sollen wir uns natürlich auch die sonstige Rüstung entsprechend aussehend vorstellen. Bezeichnend übrigens ist es, wenn die Verfasser noch besonders hervorheben, Parzival werde „gerade hier" der rîter rôt genannt (S. 685). Er heißt, mit Ausnahme der letzten Bücher, durch das ganze Gedicht so, und es ist durchaus nichts Auffälliges darin, wenn er auch hier den Namen trägt.

Das ist nun der Aufsatz meiner Gegner, auf dessen Resultate sie so mutig pochen. Ich frage, welchen Wert hat eine solche rein statistische Sammlung, wenn die Beispiele nicht einmal zuverlässig sind? Man kommt wirklich auf den Gedanken, daß die Verfasser es nur darum so auf die Menge ihrer Belege abgesehen haben, damit sich jeder erst etwas passendes heraussuche. Eine solche Leistung, die im Inhalt wie in der Auffassung den Stempel der Oberflächlichkeit an der Stirn trägt, verdient nichts anderes als die schärfste Zurückweisung. Ihre Nichtigkeit zu entlarven hat jeder das Recht, der sie durchschaut, und um so schlimmer für die Verfasser, wenn es ein Nichtfachmann ist.

Doch meine Herren Gegner wollen mir ja nun eine Lehrstunde geben. Ich soll erfahren, wie es mit der mittelhochdeutschen Kritik eigentlich steht. Ich hatte geglaubt, Männer wie Lachmann, Müllenhoff, ten Brink seien einigermaßen mit den allgemeinen Grundsätzen der Kritik vertraut gewesen und hätten in ihrer praktischen Anwendung

wenigstens die elementarsten Fehler vermieden. Das war ein Irrtum; sie sind es gerade, die in ihrer kritischen Behandlung germanischer Volksepen all jene Schnitzer begangen haben, die ich „unwizzende" stümperhaft und wer weiß wie sonst noch genannt hatte. Gegen sie ist denn auch, wie ich jetzt wohl sehe, der Aufsatz von Jellinek und Kraus „Widersprüche in Kunstdichtungen" eigentlich gerichtet.

Gut also, ich höre!

Jellinek und Kraus fangen an mit der Kategorie „nicht eigentliche, sondern nur scheinbare Widersprüche, veranlaßt durch Lässigkeit des Ausdrucks oder der Erzählung" (Euphorion S. 694). Ich hatte es bestritten, daß die Kritik aus solchen Erscheinungen auf „Kontamination verschiedener Quellen" schließe. Sie verweisen mich auf das Beispiel S. 709 ihres ersten Aufsatzes „Vom Leben Jesu", Diemer S. 266, 5 ff. und sagen, „genau denselben Fall" habe „Lachmann zu Nibelungen 1349 beanstandet". Also ich schlage erst bei den Verfassern nach S. 709. Da heißt es „do funden si da sizen ein engel wizen — si sahen ouch ein roten — der engel sprach". Ich sehe zunächst, das Beispiel gehört gar nicht in diese Kategorie. Wenn erst von zwei Engeln die Rede ist und dann nachher nur von einem, so ist das ein Widerspruch in einer thatsächlichen, also wohl Zahlangabe, und es würde daher zur Kategorie auf S. 691 gehören. Aber ich will mich darauf nicht steifen, man darf das bei meinen Gegnern so genau nicht nehmen. Mag es, mit Vorbehalt, einmal gelten. Aber sehe ich recht? Sie geben eine Art Erklärung, wie der Widerspruch entstanden sein könnte. „Zur Entstehung," so sagen sie, „hat vielleicht der Umstand beigetragen, daß die Evangelisten Matthäus und Marcus von einem Engel erzählen, während bei Lucas und Johannes zwei vorkommen." Also sie erklären den Widerspruch aus der doppelten Quelle, aus einer „Vorstellungskontamination", die durch zwei verschiedene Vorlagen veranlaßt ist. Ja, ahnen sie denn nur gar nicht, was sie damit eigentlich zugeben? Dann hätte ja Lachmann vielleicht ganz recht, wenn er in einem „genau" entsprechenden Fall ebenso Kontamination verschiedener Quellen annimmt, und es würde bei der Unsicherheit, die über die Entstehung von Volksepen herrscht, nur die Frage übrig bleiben, ob diese Kontamination sich in einem und demselben Individuum vollzogen hat, wie bei dem Verfasser des „Leben Jesu", oder ob sie von verschiedenen Händen herrührt. Denn Jellinek und Kraus werden nicht bestreiten wollen, daß mit dem gegenwärtigen Beispiel über diese Frage gar nichts entschieden ist. Doch mag das sein! Sehen wir uns doch lieber die Stelle bei Lachmann Nibelungen 1349 selbst an. Da heißt es: „Im und er sagt der verfasser dieses gesetzes (Z. 2. 3) indem er schon Swemmeln aus 1352 im sinne hat. die vierte zeile

kommt zu früh: sie lautete anders, wenn dem verfasser etwas besseres eingefallen wäre. er machte die strophe, mit unbewegtem gemüte, bloß weil ihm am inhalt der ersten zeile lag." Also Lachmann hebt gebührend den Gegensatz zwischen den sonst erwähnten beiden und hier dem einen Boten hervor. Aber ist das der einzige Grund, weshalb er die Strophe der älteren Fassung abspricht? Er weist außerdem auf den doch recht schwerwiegenden Widerspruch hin, daß die vierte Zeile „Kriemhilt diu vrouwe si sunder sprechen began" zu früh kommt. Thatsächlich nämlich folgt nun erst die Unterredung zwischen Etzel und dem Boten, und dann erst Strophe 1354 beginnt Kriemhilde „sunder" zu ihnen zu sprechen. Er macht ferner auf die erste Zeile aufmerksam, die hier und auch später ganz ohne Beziehung bleibt. Alle diese Gründe zusammen also bestimmten ihn, die Strophe für eine Interpolation zu erklären. Jellinek und Kraus aber greifen das eine Argument heraus, um — ja, was eigentlich zu beweisen? um mir zu zeigen, die Kritik bediene sich überhaupt solcher Fälle wie des gedachten? Habe ich denn das bestritten? Meine Worte lauteten: „Will man im Ernst behaupten, daß die Kritik sich solcher Erscheinungen als Argument bedient, um aus ihnen Kontamination verschiedener Quellen zu beweisen?" Das heißt, solche Erscheinungen (der bloßen Lässigkeit des Ausdrucks) für sich reichen für einen verständigen Kritiker nicht hin, um eine Stelle hinsichtlich ihres Ursprungs zu beanstanden. Das habe ich gesagt, und nur das habe ich vernünftigerweise sagen können. Ich würde es für ungeheuerlich halten, wenn man eine bloße Ungenauigkeit des Ausdrucks als Beweis für eine Interpolation benutzen wollte, und ich würde es für ebenso verkehrt halten, wenn man das Fehlgreifen eines Wortes neben anderen befremdenden Erscheinungen grundsätzlich ignorieren wollte. Ich habe in Bezug auf die Widersprüche des niederen Grades, das ist der Diskrepanzen in einzelnen thatsächlichen Angaben, selbst hervorgehoben, daß, wenn sonst Anzeichen für nichteinheitliche Entstehung vorliegen, auch sie nicht unbeachtet zu lassen sind (S. 684). Der Gattung von Fällen dabei zu gedenken, die Jellinek und Kraus von S. 693 an in ihrem ersten Aufsatz anführen, hatte ich natürlich keine Veranlassung. Sie sind, wie gesagt, überhaupt keine Widersprüche, sondern sprachliche und stilistische Idiotismen, über die es ein Unding wäre allgemeine Regeln aufstellen zu wollen.

Hiernach ist dieses erste Beispiel unmöglich geeignet, mich über Lachmanns Nibelungenkritik eines besseren zu belehren. Und nicht anders steht es mit dem folgenden Fall, auf den Jellinek und Kraus hinweisen. Zu Nibelungen 1363 bemerkt Lachmann: „Nachdem in der vorhergehenden strophe zweierlei boten genannt waren, fängt diese

nicht gut an „Die boten dannen fuoren ûzer Hiunen lant". die drei burgundischen könige sind bedenklich: s. zu 1358—1360. die letzten worte des man [si] dô gâhen began verstehe ich nicht: denn ‚mit welchem kommen man sich denn auch eilte' ist doch allzu elend." Hiernach ist der erste Grund, „die Lässigkeit des Ausdrucks", um mit den Verfassern zu reden, keineswegs für Lachmann ausschlaggebend, er hat außerdem und abgesehen von der Dunkelheit des letzten Verses noch einen andern, und von seinem Standpunkt aus doch sehr ins Gewicht fallenden Grund, den, daß „dieses lied gewiß ursprünglich nur zwei könige, Günther und Gernot, kannte" (siehe 1358—1360). Also erst die Vereinigung all dieser Argumente macht ihm die Strophe so verdächtig, daß er sie eliminiert.

So sieht es nun ausnahmslos mit allen übrigen Beispielen aus, die die Verfasser mit unfruchtbarer Mühe endlos aufhäufen, um mir mein „großes Mißverständnis" begreiflich zu machen. Stets liegt an den Stellen, auf die sie sich berufen, eine Mehrheit, oft ein ganzer Komplex von Gründen vor, die sich gegenseitig ergänzen und stützen, und die erst in ihrer Vereinigung die Veranlassung zu einer kritischen Beanstandung geworden sind. Aus dieser Argumentation greifen sich dann Jellinek und Kraus einen Punkt heraus, der ihnen gerade zu passen scheint, und erwecken so den Anschein, als ob dies das einzige und eigentliche Motiv für die Annahme einer „Kontamination" gewesen ist. Damit ist denn die Sache glücklich so gedreht, als ob ich „unwizzende" und in blindem Eifer Männer wie Lachmann, Müllenhoff, ten Brink als „Stümper" und „Anfänger" bezeichnet hätte.

Ich könnte mich eigentlich begnügen, dies konstatiert und damit die Verteidigung meiner Gegner abgethan zu haben. Aber ich halte es doch für gut, ihnen noch etwas auf den Fersen zu bleiben und ihnen vor Augen zu führen, mit welcher Leichtherzigkeit sie auch hier wieder ihre Citate zusammengerafft haben. Sie meinen zwar, sie besorgten nicht, daß ich es so machen würde wie das erste Mal: sie erklärten feierlich, sie wollten ihre Ansprüche mir gegenüber gern herabstimmen und vollständig befriedigt sein, wenn ich in jeder Kategorie auch nur ein einziges Beispiel fände, an dem ich nichts auszusetzen vermöge (S. 709). Haben sie vielleicht vorbeugen wollen? Es wäre ihnen gewiß sehr gesund, wenn man diese Musterung einmal vornehmen wollte. Aber ich mag mich dieser Mühe jetzt nicht unterziehen. Ich will lieber aus allen Kategorien einige Fälle, und zum guten Teil solche, die scheinbar für meine Gegner noch günstig liegen, herausnehmen und beleuchten, um damit ein- für allemal einen Maßstab für die Zuverlässigkeit ihrer endlosen Sammelfrüchte zu geben. Ich bemerke, daß ich mich immer auf das eine von den

Verfassern citierte Argument beschränke und die andern Gründe, die regelmäßig daneben noch vorliegen, unerwähnt lasse.

Ich bin natürlich nicht in der Lage, die zahlreichen Beispiele, die die Verfasser mit besonderer Beflissenheit aus der Beowulfkritik beigebracht haben, zu kontrollieren. Verglichen habe ich sie alle und wenigstens das konstatiert, daß auch hier überall neben dem einen von Jellinek und Kraus herausgegriffenen Argument für Müllenhoff und ten Brink noch andere Gründe maßgebend gewesen sind, wenn sie eine „Kontamination" annehmen. Nur in einem Falle scheint sich ten Brink auf einen Beweis, eine „Lücke in der Darstellung" (S. 63, Jellinek und Kraus S. 695 f.) zu beschränken; ich nehme an, hier wird ein besonderer Grad von Unwahrscheinlichkeit und Zusammenhangslosigkeit der Erzählung vorliegen.

In Bezug auf die Beispiele, die Jellinek und Kraus von S. 695 an zunächst anführen, sei folgendes bemerkt. Ich habe die Kategorien, die sie S. 692—703 in ihrem früheren Aufsatz aufgestellt haben, mit keinem Wort angegriffen. Ich sprach von ihren „Beispielen" und den „Widersprüchen", von denen „nicht wenige sich bei näherem Zusehen in nichts auflösen" (S. 674). Sie haben also, das war es, was ich sagte, die Beispiele zu ihren Kategorien schlecht ausgewählt, die meisten von ihnen würden in einer ernsthaften Kritik kaum eine Rolle spielen. Das schließt natürlich nicht aus, daß eine große Zahl darunter auch erfahrenen Kritikern unter Umständen als beweiskräftiges Argument für eine Interpolation, nur nicht für sich allein, dienen würde.

Hiernach bitte ich nun meine Gegner sich zunächst den auf S. 695 angeführten Fall „Lachmann zu Nibelungen 1439—1444" noch einmal anzusehen. Es ist die Kategorie, wo der Dichter seinen Personen eine Kenntnis beilegt, die sie eigentlich nicht haben können. Die vorliegende Stelle indes beweist nur, wie mechanisch die Verfasser ihre Beispiele benutzen. Wenn Lachmann sagt: „und doch melden sie (die Boten) von der berathung das was ohne zweifel am sorgfältigsten vor ihnen verborgen ward", so will er damit die ganz besondere Unwahrscheinlichkeit dieses Falles hervorheben. Denn thatsächlich handelt es sich hier um ein Wissen, das die Boten gar nicht haben dürfen, weil es ja Krimhild mißtrauisch machen mußte und in Widerspruch steht mit Strophe 1685.

Jellinek und Kraus empfehlen mir dann (S. 696) zu meiner „weiteren Einübung" die Bemerkungen Lachmanns zu Nibelungen 375, 396, 576 zu lesen. Vorderhand würde ich ihnen rathen, sie lieber selbst noch einmal zu lesen, sie würden dann merken, daß sie sich schon wieder einmal recht böse versehen haben. Sie meinen nämlich, ich könnte einwenden, Lachmann hätte diese Strophen ja

gar nicht „bemängelt". Leider aber hat Lachmann diese Strophen „bemängelt", er hat sie mit den dazu gehörigen für unecht erklärt, seine ganze Argumentation läuft darauf hinaus. Es ist demnach doppelt zu bedauern, daß Jellinek und Kraus den wahren „Grund, weshalb" sie diese Fälle „doch anführen", nicht angeben. Ich wäre wirklich neugierig, auch einmal von ihren „tieferen Gründen" zu hören. Im übrigen gehören diese Fälle gar nicht unter diese Kategorie, es handelt sich hier gar nicht um ein nicht motiviertes Wissen, sondern um einen Widerspruch in der Annahme einer Thatsache, und zwar einer sehr wichtigen. Die Frage, ob Siegfried Brünhild schon vor seiner Fahrt nach dem Isenstein gekannt hat, findet in dem vierten und fünften und andererseits dem sechsten Lachmannischen Liede eine verschiedene Beantwortung. Lachmann erblickt in dieser Variation der Auffassung verschiedene „Versuche, der unverständlich gewordenen fabel durch unschuldige oder wenig genügende zusätze nachzuhelfen". Jedenfalls ist die Frage von ganz anderer Art und ganz anderer Wichtigkeit als was Jellinek und Kraus mit ihrer gegenwärtigen Kategorie im Sinne haben. Übrigens sind für die Beanstandung der Strophen 396 f. wieder neue Gründe maßgebend.

Nibelungen 346 (Jellinek und Kraus S. 696) erklärt Lachmann innerhalb der umgebenden Strophe überhaupt nicht für interpoliert. Er fragt nur zweifelnd, „ob diese strophe" vielleicht „noch jünger" sei. Er deutet sogar an, was sich zu ihrer Verteidigung sagen läßt.

Nibelungen 18 (Jellinek und Kraus S. 699) beanstandet Lachmann nicht allein, weil der Inhalt Strophe 47 „zum zweiten mahl" kommt, sondern auch aus Stilgründen.

Nibelungen 896 verwirft wieder Lachmann innerhalb der dazu gehörigen Strophe gar nicht. Er fragt nur, ob „dieses gesetz vielleicht noch neuer ist". Also der eine Grund reicht ihm für die Athetese nicht aus.

Kategorie: Unmotivierte Nichtbeachtung der Rede eines andern (S. 700). Nibelungen 675 bleibt Brunhilds Frage gar nicht unbeachtet. Günther sagt ja ausdrücklich (676, 1), er wolle sie beantworten. Aber das Auffallende ist, daß er etwas erwidert, wonach zunächst gar nicht gefragt ist. Das ist es, was Lachmann hervorhebt. Ebenso Nibelungen 812 thut Ortwin, als wenn Günther etwas ganz anderes gesagt und von der Stärke Siegfrieds gesprochen hätte. Das ist doch wesentlich schlimmer, als wenn er die Worte nur „unbeachtet" gelassen hätte. Auch Nibelungen 1136 hat sich Rüdiger über Nichtbeachtung seiner Rede keineswegs zu beklagen. Die Antwort ist nur, wie Lachmann hervorhebt, „auf eine sehr ungeschickte weise unter die beiden brüder vertheilt, nur damit beide etwas sprechen". Auch das ist danach ein ganz verschiedener Fall.

Rubrik: Unmotivierte „Sinnesänderung“ (S. 700). Kudrun 1509 ff. liegt die Sache doch etwas anders als es nach dem Citat von Jellinek und Kraus scheint. „Kudrun,“ sagt Müllenhoff (S. 74), „weigert sich ihr (Gerlinde) zu helfen 1509.“ Gleichwohl sucht sie sie Strophe 1520 vor Wate zu schützen, indem sie vorgiebt, sie sei nicht da. Aber diese Notlüge ist ebenso thöricht wie Wates Erkundigung selbst unverständlich, da er Gerlinde, worauf Müllenhoff ausdrücklich hinweist, schon Strophe 1510 „gewahr“ geworden ist. Das heißt hier nach dem Zusammenhang doch offenbar, und auch Müllenhoff faßt es so auf, er hatte sie als Gerlinde erkannt.

S. 702 f. kommen Jellinek und Kraus zu den Erscheinungen, die ich „Lappalien“ (S. 676) genannt hatte. Es sind die Fälle, wo der Dichter sich im Ausdruck vergriffen hat, ohne daß der Sinn dadurch berührt würde. Sie verweisen mich auf Lachmann zu Nibelungen 39. Dies Beispiel paßt deswegen nicht, weil es sich hier nicht um einen einzelnen Ausdruck, sondern um einen ganzen Satz, einen ganzen Gedanken (39, 4) handelt, den Lachmann entweder zu „allgemein“ oder zu „unbestimmt“ findet, was für den Sinn doch nicht gleichgiltig ist. Mit dem folgenden Beispiel Nibelungen 197 steht es nicht anders. Lachmann beanstandet die Strophe unter anderem wegen der Worte „dô wâren ouch die Sahsen mit ir scharn komen.“ Er meint, „was brauchen die Sachsen zu kommen? Siegfried und der Burgunden scharmeister führen ja alle zu ihnen.“ Jellinek und Kraus erwidern (S. 703), wenn man „komen“ nicht prägnant fasse oder annehme, daß der Dichter mit dieser Strophe den Standpunkt wechsele, fiele der Widerspruch fort. Aber Lachmann meint, die Sachsen bewegten sich überhaupt nicht vom Platze, da ja ausdrücklich erzählt wird, daß das Heer der Burgunden sie aufsucht (194, 2. 198). Das ist doch, in seinem Sinn, ein recht ernsthafter Widerspruch. — Zu Nibelungen Strophe 771 bemerkt Lachmann, es scheine nicht passend, daß „statt des Kirchganges“ gesagt werde „ze hove gên“. Jellinek und Kraus dürften die ersten sein, die zwischen den Vorstellungen „zur Kirche gehn“ und „zu Hofe gehn“ keinen größeren Unterschied finden als zwischen „einen Brief eröffnen“ und „einen Brief erbrechen“.

Als Beispiel für „Brachylogie“ des Ausdrucks führen sie (S. 706) an Nibelungen 6, 4 mit Lachmanns Bemerkung (S. 7): „als der dichter sagte, sie starben durch zweier königinnen haß, war ihm da nicht deutlich daß eine von ihnen die schwester war, die er eben zu beschreiben sich gequält hatte?“ Was wollen Jellinek und Kraus eigentlich? Lachmann verwirft die Worte „von zweier edelen frouwen nît“ nicht, weil sie eine Brachylogie enthalten, sondern weil sie zu unbestimmt und unbezeichnend sind, denn der Dichter

hätte die Schwester direkt nennen müssen. Das sind doch zwei ganz verschiedene Dinge. Im übrigen möchte ich wissen, wo in dem Ausdruck „zweier edelen frouwen" überhaupt eine Brachylogie steckt.

Ebenso steht es mit dem folgenden Beispiel Nibelungen 763, 3: „ich hôrtes jehen beide, dô ichs êrste sach" (vgl. Lachmann Nibelungen 375). Jellinek und Kraus fragen, „was hindert uns, von Niejahrs Brachylogie Gebrauch machend, zu interpretieren: als ich Siegfried wiederum und Günther zuerst sah? Nichts anders als die Worte selbst verhindern es. Brachylogischen Ausdruck darf man doch nur da annehmen, wo der Sinn unmittelbar und zwingend darauf führt. Aber wie soll man dem Wort êrste nach dem Zusammenhang hier ansehen, daß darin der Sinn steckt: „den einen wiederum, den andern zuerst?"

Es sei an den angeführten Beispielen genug. Das also ist die Verteidigung, die Jellinek und Kraus mit so überlegenem Bewußtsein meinen Einwänden entgegenstellen, das ist der wahre Sachverhalt gegenüber dem „großen Mißverständnis", dessen ich mich schuldig gemacht haben soll. Es wird nun vielleicht doch auch ihnen selbst klar geworden sein, daß sie ihre Sache nur noch schlimmer gemacht haben. Ich habe nie gesagt, die Kritik bediene sich derartiger Widersprüche, deren sie in ihrem ersten Aufsatz S. 692—715 gedenken, überhaupt nicht als Argument oder dürfe sich ihrer nicht bedienen. Und jetzt kommen sie und überschütten mich mit einer Flut von Beispielen, um mir zu beweisen, was ich nicht bestritten habe, daß Lachmann, Müllenhoff, ten Brink neben anderen Argumenten auch Erscheinungen dieser Art heranziehen, um eine Stelle als unecht zu kennzeichnen. Und damit nicht genug. Wie bei ihrem ersten Aufsatz zeigen sie auch hier wiederum eine Fahrlässigkeit in der Sammlung ihrer Belege, die nicht einmal die elementarsten Forderungen der äußeren Korrektheit immer erfüllt. Sie versehen und verlesen sich, sie verstehen oft nicht einmal die Argumente, die sie als Beweis anführen, und über allem, sie lassen, wo es darauf ankommt, die einfachsten Gesetze der Interpretation außer Augen.

Eine Frage ist aber nun doch wohl erlaubt: Was haben Jellinek und Kraus denn eigentlich mit ihrem ersten Aufsatz gewollt? Sind sie wirklich der Meinung, die Kritik solle sich der von ihnen rubrizierten „Widersprüche" überhaupt nicht bedienen? Sie solle, wenn schon andere verdachterregende Momente vorliegen, nicht auch hinweisen dürfen auf eine Diskrepanz in einem Nebenumstand, auf sprachliche und stilistische Anomalien? Ich wage ihnen eine solche Absurdität nicht zuzutrauen. Aber was haben sie dann gewollt? Sie lassen die Vertreter der „Liedertheorie" aufmarschieren, sie nehmen ein Beispiel nach dem andern aus ihren Argumentationen heraus und zeigen es mir, losgelöst

von seinem Zusammenhang, als corpus delicti vor. Aber was die Hauptsache ist, darüber hüllen sie sich nach wie vor in ein feierliches Schweigen: wie soll man verfahren, wenn die Widersprüche sich an einer Stelle häufen, stehen auch dann noch verschiedene „Möglichkeiten" für die Erklärung offen, wenn Anstöße ihrer Art von anderen inhaltlichen Dissonanzen begleitet sind, oder hat man dann, wenigstens unter Umständen, in der Vereinigung solcher befremdenden Momente die Spuren einer andern Hand zu erblicken, und wann?

Aber diese Frage ist vielleicht vorwitzig Männern gegenüber, die solche Dinge nicht von Fall zu Fall, sondern generell zu entscheiden gewohnt sind. Sie sagen freilich am Schluß ihres ersten Aufsatzes (S. 716) sehr vorsichtig, sie hielten es „für unrichtig, daß die Widersprüche in Volksepen fast ausschließlich aus der Kontamination verschiedener Angaben erklärt werden, während andere gleichberechtigte Möglichkeiten beiseite bleiben". Aber wie sie eigentlich denken, verrät ihr Hinweis auf Denis Piramus und Konrad von Würzburg nur zu deutlich (ebenda). Einen prinzipiellen Unterschied zwischen dem Zustandekommen von Kunst- und Volksdichtungen giebt es ja nach ihrer Ansicht nicht. Nun ist es unmöglich, „einzig und allein auf Grund des deutschen Gedichtes nachzuweisen, welche Widersprüche von Konrad herrühren, welche von Denis Piramus, welche von den Quellen des letzteren u. s. w. Und doch werden solche Versuche, deren Aussichtslosigkeit in diesem Falle niemand leugnen wird, in andern Fällen unbedenklich gemacht". Dies in seiner Konsequenz genommen und angewandt auf Volksdichtungen heißt das, wir können zwar auf Grund von Widersprüchen so viel erkennen, daß verschiedene Quellen und Bearbeitungen einem Gedicht zu Grunde liegen, aber darüber hinaus ist uns alles verschlossen, eine Einsicht in den Entstehungsprozeß des Dichtwerks selbst können wir nicht gewinnen. Damit wäre denn die Kritik aus einer ihrer wichtigsten Positionen gedrängt. Und „auch die Berechtigung von formalen Kriterien ist noch erst zu erweisen". Sie hätte sich dann allenfalls auf das Gebiet gewisser stofflicher Kriterien zurückzuziehen und zu sehen, was sich etwa aus der Untersuchung der allgemeinen Fragen, wie sie im Volksepos eine Rolle zu spielen pflegen, der religiösen, der sozialen, der Kulturverhältnisse und ähnlicher Erscheinungen gewinnen läßt. Wo aber auch solche Kennzeichen nicht vorliegen, da heißt es verzichten, da ist die Kritik depossediert. Mögen inhaltliche Dissonanzen ganz offenbar ihre Risse und Spalten durch das Gefüge der Komposition ziehen, wir dürfen das Instrument nicht einsetzen, um den Versuch der Zerlegung zu machen. Das Beispiel von „Partonopier und Meliur" steht warnend davor. Der Trugschluß liegt ja freilich auf der Hand. Denn selbst zugegeben, es bestehe in Wirklichkeit kein Unterschied zwischen der Art,

wie Volks- und Kunstepos sich bilden — ein Satz, den ich nach wie vor bestreite —, ist denn damit gesagt, dieser Werdeprozeß müsse immer und überall derselbe sein? Er wird in einigen Fällen komplizierter, in anderen einfacher und dementsprechend bald schwerer, bald leichter nachweisbar sein. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß die Analyse der Odyssee auf Grund der Komposition selbst eine leichtere Aufgabe ist als die der Ilias. Aber ein solches Sondern und Trennen der Probleme liegt nicht im Plan von Jellinek und Kraus. Sie drücken sich mit scheinbarer Reserve aus, aber ihr vermeintliches thatsächliches Ergebnis lassen sie deutlich genug durch diese Zurückhaltung hindurchblicken. Fortan also, wenn die Götter nicht besonders günstig sind, werden solche Gegenstände der Forschung wie die Nibelungen-, die Kudrunfrage gänzlich aus der Wissenschaft verschwinden und man wird sich ein für alle Mal bei einem resignierten ignorabimus beruhigen müssen.

Nun ist die kritische Methode gewiß nicht ein Instrument, bei dessen Gebrauch nicht auch der Meister einmal Fehler begehen könnte. Lachmann mag mit der allzuscharfen Abgrenzung des Echten und des Unechten im Nibelungenliede oft geirrt haben, Müllenhoffs Kudrunanalyse mag vielfach anfechtbar sein. Über all diese Dinge steht mir kein Urteil zu, und überhaupt handelt es sich hier gar nicht um die Frage, wie man über einzelne kritische Leistungen und Resultate zu denken hat, sondern nur um die Prinzipien. Auch die Methode der Kritik selbst wird einer Vervollkommnung fähig sein, sie wird an der Verfeinerung ihrer Werkzeuge, der Vervielfältigung ihrer Mittel und Gesichtspunkte arbeiten.

Sind Jellinek und Kraus die Männer, sich als Wegweiser in solcher Sache aufwerfen zu können? Sie halten mir (S. 710) die Bemerkungen Lachmanns zum 20. Liede (S. 253) vor: „Was ich jetzt als ein einziges lied gebe, hielt ich früher für mehrere. gegner meiner ansicht können hier lernen wie sie sollte bekämpft worden sein.“ „Und nun“ so sagen sie, „setzt er auseinander, warum die von ihm früher zur Scheidung verwendeten Kriterien nicht stichhaltig seien: und dabei bedient er sich ganz derselben Methode, die auch wir geübt haben“ (S. 710). Also wirklich, derselben Methode? Man lese solche Stellen bei Lachmann (S. 253): „es ist jedes mahl besonders zu untersuchen ob dergleichen schlüsse und anfänge, wie Nib. 1582, einzelnen liedern angehören, oder nur nachahmung der art einzelner lieder sind, wie im Parzival.“ Oder (S. 254): „Allein diese geringen unebenheiten, die dem hörer etwas guten willen zumuten, kommen nicht in betracht gegen die überdachte und wohl gegliederte anlage dieses gedichts, wenn man es als ein ganzes nimmt.“ Also Lachmann verlangt Individualisierung, besondere

Untersuchung jedes einzelnen Falles, er sieht von „geringen Unebenheiten“ ab, wo sie kompensiert werden von der Anlage des Ganzen. Und damit vergleiche man die Vorrede S. 2: „Wer nun behaupten will, das buch von den Nibelungen habe einer nach einem oder mehreren liedern gedichtet, der darf nicht sagen ‚ich glaube das weil es doch möglich ist, und weil wir so auf eine großartige weise die innerliche einheit und die äußere vielheit retten‘, sondern er muß mit gefühl und fleiß sich in das innere des werks vertiefen und das eigenthümliche seines einen dichters, wie es sich durch das ganze ziehe, vorweisen, daneben aber das besondere und bezeichnende des einen ursprünglichen oder jedes der mehreren zum grunde gelegten oder eingefügten lieder. Einer so schweren beweisführung muß sich unterziehen wer meiner vermutung auf mehrere dichter die andere vermutung, das ganze sei nur eines einzigen werk, ehrlich entgegenstellen will.“ Man erwäge endlich, welche Gesichtspunkte Lachmann bei seiner Kritik leiten, die Sage mit ihren mannigfachen abweichenden Zügen, die eigentümliche Art unsers Epos im Vergleich zu anderen mittelhochdeutschen Gedichten, der individuelle Ton und die besondere Auffassung der einzelnen Lieder, die Verskunst, die Eigenart der Darstellung, der Sprache, und nicht zum letzten ein durch intimes Einleben in Geist und Form des Gedichts geschärftes Feingefühl für das Echte und Ursprüngliche, für das Falsche und Nachgeahmte, das alle Beweise „unterstützen muß“ (S. 6). Das ist Lachmanns Methode.

Damit vergleiche man nun — wenn ein solcher Vergleich gestattet ist! — die „Methode“ von Jellinek nnd Kraus. Sie raffen ihre Fälle von Widersprüchen unterschiedslos aus den verschiedenartigsten Schriftstellern zusammen, sie reißen sie aufs geratewohl und kritiklos aus ihrem Zusammenhang und stellen sie, nach äußeren Rubriken geordnet, dutzendweise wie unbenannte Größen nebeneinander, höchstens eine flüchtige Bemerkung hinzufügend, wie der Widerspruch aus der Quelle erklärt werden könne. So geht es in endloser öder Aufzählung fort. Dann am Schluß addieren sie und ziehen das Facit. Kann man äußerlicher, kann man mechanischer und unmethodischer verfahren! Sind die Dichter, ihre Art, der inhaltliche Zusammenhang, der Sprachcharakter überall gleich? Was beweist ein Fall von Unregelmäßigkeit der Darstellung bei Heinrich von Veldeke, bei Konrad von Würzburg oder gar im Beowulf oder in einem altfranzösischen Gedicht für einen meinetwegen ähnlichen Fall im Nibelungenliede? Für die Verfasser giebt es solche Bedenken nicht, sie legen die Schablone ihrer Kategorien auf und alles, was äußerlich angesehen zu ihnen paßt, wird als „gleichartig“ gestempelt. Wie sich damit ihr philologisches Gewissen abfindet, ist ihre Sache. Aber

andere werden das Recht haben, sich gegen diese Art von Methode zu erklären.

Man mag sich eine solche rechnungsmäßige Zusammenstellung bei den rein äußeren Widersprüchen in Namen-, Zahl-, Zeitangaben und ähnlichen Dingen noch einigermaßen gefallen lassen. Aber bei der großen Masse der Fälle, mit denen Jellinek und Kraus es zu thun haben, den Sprüngen und Härten der Motivierung, der Darstellung, spricht ein solches Verfahren jeder ernsten wissenschaftlichen Methode Hohn. Ich habe vorher einige Proben gegeben, was alles die Verfasser bei Lachmann und Müllenhoff „gleichartig" mit ihren Beispielen finden. Eine Durchvergleichung aller von ihnen angeführten Parallelen würde zweifellos den handgreiflichen Beweis liefern, wie kläglich eine so äußerliche Art, sprachliche Erscheinungen in eine feste Schablone zwängen zu wollen, an der lebendigen Individualität jedes einzelnen Falles zu Schanden wird. Hier herrscht nicht die Formel, sondern die Interpretation. Es ist freilich bequemer, die Kategorientafel aufzuschlagen, als in mühsamer Prüfung die Faktoren der Eigenart des Autors, seines besonderen Sprachgebrauchs, des inhaltlichen Zusammenhangs, aller der sonst in Betracht kommenden individuellen Nüancen abzuwägen und nach Wert und Bedeutung zu bestimmen.

Man nehme folgendes Beispiel. Jellinek und Kraus haben eine Gattung von Widersprüchen, die auch in Kunstdichtungen vorkommen, entdeckt „unmotivierte Nichtbeachtung der Rede eines andern". Ein „gleichartiger" Fall, so behaupten sie, findet sich im Nibelungenlied 1021 f. Ergo: Lachmann hat Unrecht, wenn er wegen einer solchen „Nichtbeachtung" die Strophen 1021 f. verwirft. Und damit ist die Sache für sie erledigt (S. 700). Wie verfährt dagegen Lachmann? Es handelt sich um die Scene, wo nach dem Tode Siegfrieds Kriemhild ihre Verwandten bitten, Sigmund nicht zu begleiten, sondern bei ihnen zu bleiben. Giselher fordert sie auf, damit ihr Hagen nicht vor Augen käme, „bei ihm zu sein". Sie giebt noch keine bestimmte Antwort. Dann folgen die beiden von Lachmann beanstandeten Strophen 1021 f., in denen Ute, Gernot und die andern „getreuen Verwandten" sich diesen Bitten mit neuen Gründen anschließen. Darauf heißt es dann Strophe 1023: si (nämlich Kriemhild) lobete Gîselhêre si wolde dâ bestân. Also Lachmann fällt hier, wie natürlich, auf, daß, nachdem „Gernot zuletzt gesprochen, auch Ute und die übrigen nach Geiselher", dennoch „folgt si lobete Gîselhêre, ohne daß von ihm etwas besondres gesagt wird". Selbst wenn er sich mit diesem allgemeinen Argument begnügte, könnte man noch nicht so ohne weiteres sagen, das sei voreilig. Denn vielleicht liegt hier der Fall doch eigenartig, und jedenfalls liegt er wesentlich anders als in den Beispielen, die Jellinek und Kraus in ihrem ersten Aufsatz (S. 700 f.) an-

führen. Aber Lachmann begnügt sich gar nicht damit. Er sieht sich, wie gebührend, näher an, was denn eigentlich Gernot, Ute und die andern sagen. Er findet Gernots Worte unpassend, besonders unangebracht aber „ein allgemeines Flehen" der erwähnten Personen in der gegebenen Situation. Es kommt hinzu, Gernot begegnet „in keiner echten Strophe dieses Liedes", so wenig wie die Mutter „als Trösterin ihrer Tochter". Diese Erwägungen zusammengenommen bestimmen Lachmann, die Strophen 1021 f. für interpoliert zu erklären. Man kann den Unterschied zwischen der Schablone und einer strengen wissenschaftlichen Analyse nicht besser veranschaulichen.

Und mechanisch wie ihre ganze Auffassung vom Wesen der Kritik ist auch die Rolle, welche die „Contamination" bei ihnen spielt. Sie tritt auf als ein fester, unveränderlicher Begriff, in dem es keinen Art- und Gradunterschied giebt. Als wenn das Zusammenwachsen ursprünglich selbständiger größerer Dichtungselemente und die erweiternde Zudichtung nicht ganz heterogene Dinge wären, als wenn selbst die Interpolation je nach ihrem Umfang und ihrer Tendenz in sich nicht wieder wesentliche Abweichungen zeigte. Die Verfasser behaupten in ihrem früheren Aufsatz (S. 684), sie hätten bei der Auswahl ihrer Beispiele „stets auf die Kriterien Rücksicht genommen, nach denen die höhere Kritik einheitlich überlieferte Werke in mehrere zu zerlegen pflegt". Aber man zeige mir einen Fall, wo Lachmann in seiner Nibelungenkritik lediglich auf Grund solcher Kriterien, wie Jellinek und Kraus sie zusammenstellen, das heißt auf Grund von Widersprüchen in vereinzelten Nebenumständen oder stilistischen Unebenheiten verschiedene, ursprünglich selbständige Lieder annehmen. Sie werden mich vielleicht auf Lachmanns Bemerkungen zu Nibelungen 375 verweisen: „das fünfte und das vierte lied mit seinen zusätzen werden nur unter voraussetzung eines früheren verhältnisses zwischen Siegfried und Brünhild verständlich", nach dem sechsten Lied aber hat Brünhild Siegfrieden nicht eher als Günthern gesehen, „und zwar geschah es da wo sie sich Günther (dem wahren oder dem verstellten) ergab; so daß das sechste lied nicht den inhalt des vierten und den des fünften neben einander gelten läßt". Jellinek und Kraus stellen nämlich, wie wir schon sahen, diesen Fall den Beispielen gleich (S. 696), die sie unter ihrer Kategorie „unmotivierte Voraussetzung eines Wissens" brachten. Sie wollen also andeuten, die Schlüsse, die Lachmann aus dem verschieden angenommenen Verhältniß Siegfrieds zu Brünhild zieht, seien voreilig, da dergleichen Widersprüche auch bei Kunstdichtern vorkämen. Welche Anschauung verrät das! Ich will einmal davon absehen, daß ja ihre unter dieser Kategorie angeführten Beispiele aus der Kunstpoesie (S. 692 f.) — die zum Teil noch dazu falsch sind — gar keine Verwandtschaft haben

mit unserem Fall. Aber möchte das auch sein, so könnte doch von einer „Gleichartigkeit" nicht entfernt die Rede sein. Dort, bei den Stellen aus Konrads Partonopier (S. 692 f.), handelt es sich um belanglose Unregelmäßigkeiten der Darstellung. Der Dichter hat vergessen zu erzählen oder er läßt es uns ergänzen, wie seine Personen zur Kenntnis eines einzelnen Umstandes gekommen sind, der im übrigen für den weiteren Verlauf der Handlung gänzlich bedeutungslos ist. Hingegen in dem Fall aus den Nibelungen haben wir es mit zwei grundverschiedenen Voraussetzungen für die Sage selbst zu thun. Die Frage, ob Siegfried Brünhild früher schon gekannt hat oder nicht, ist von entscheidender Wichtigkeit für die ganze Auffassung und Gestaltung des folgenden Konflikts. Nun ist es freilich gewiß, es kommen auch in Kunstdichtungen unter Umständen Widersprüche so fundamentaler Natur vor und folglich wäre es falsch, wenn man an unserer Stelle lediglich aus der einen Dissonanz, mag sie noch so schwer sein, schon auf verschiedene Lieder schließen wollte. Auch hat Lachmann noch andere Gründe. Aber welche Anschauung gehört dazu, eine Erscheinung von dieser Art und Bedeutung auf gleiche Stufe stellen zu wollen mit den unschuldigen Fällen aus dem Partonopier, wo Irekel in belangloser Weise von Dingen plaudert, die sie genau genommen eigentlich nicht wissen dürfte. Aber bei Jellinek und Kraus ist nun einmal eine Contamination gleich der andern und sie zeigen damit nur wieder von neuem, wie wenig sie berufen sind, über Probleme entscheidend mitzusprechen, über die sie sich mir gegenüber in einem so hohen Ton auslassen.

Jellinek und Kraus berufen sich (S. 708 Anmerkung) auf Cauers „Grundfragen der Homerkritik"; man sehe, meinen sie, auch in der klassischen Litteratur mache sich „dieselbe Reaktion" gegen die Kritik „geltend wie auf germanistischem Gebiet". Cauer ist kein Gegner der Kritik, er bekämpft nur die Einseitigkeiten in ihrer Anwendung. Ohne Frage enthalten seine Gedanken und Anregungen sehr viel beherzigenswertes. Aber gerade der Abschnitt über die „Homerische Komposition" und die in ihr sich findenden Widersprüche geben zu manchen Einwendungen Anlaß. Man kann nun einmal diese Frage nicht für sich und nicht unter allgemeinen Gesichtspunkten behandeln. Was hilft es durch Zeugnisse und Analogien sich immer von neuem das längst Bekannte zu bestätigen, daß sachliche Disharmonien auch bei andern Dichtern vorkommen, man steht doch im einzelnen Falle immer wieder vor der Frage, ob ein Widerspruch an einer bestimmten Stelle innerhalb einer Kette besonderer Bedingungen einem und demselben Dichter zugetraut werden kann oder nicht. Auch kann man Homer nicht an Goethe und Schiller messen. Immerhin sucht aber

doch Cauer seine Aufschlüsse über die inhaltlichen Anomalien im Homer vorwiegend aus dem Homer selbst zu gewinnen und an diesem Maßstab die Ansätze und Entscheidungen der Kritik zu prüfen. Und dies ist in der That die einzige Methode, sich mit der kritischen Forschung auseinanderzusetzen, indem man ihre Ergebnisse auf der Grundlage des behandelten Werkes im einzelnen untersucht und widerlegt. Hätten meine Gegner diesen Weg genommen, hätten sie Lachmanns Nibelungen- oder Müllenhoffs Kudrunanalyse unmittelbar zum Gegenstand ihrer Kritik gemacht, es wäre Sache der „Fachmänner" gewesen sich damit abzufinden, und ich für meine Person hätte weder Beruf noch Veranlassung gehabt mich darein zu mischen.

Aber dieser mühevolle Weg der individualisierenden Betrachtung ist heutzutage nicht mehr beliebt. Man glaubt auf dem bequemeren der allgemeinen Argumentation weiter zu kommen, die einen mit dem gewichtigthuerischen Aufwand abstrakter psychologischer Deduktionen, die andern mit einer indirekten Generalabfertigung, den ad absurdum-Beweis durch „gleichartige" Beispiele. Alle diese Versuche indes haben keinen wesentlichen anderen Wert als den symptomatischer Erscheinungen: sie sind lediglich charakteristisch für den Geist ihrer Urheber wie für die allgemeine antikritische Zeitströmung. Darum aber ist die Gefahr nicht geringer, daß diese Art von unphilologischer oder mechanischer Auffassung auf die große Zahl derer, die in diesen Dingen auf ein selbständiges Urteil keinen Anspruch machen können, verwirrend wirke. Dies nach meinem Teil zu verhüten, hatte ich vor den vermeintlichen Resultaten des Aufsatzes von Jellinek und Kraus gewarnt, und ich will es hiermit von neuem gethan haben.

Jellinek und Kraus äußern am Schluß, sie müßten sich „versagen", mir ihre „Ansichten über epische Kritik und ihre Berechtigung in leichtfaßlicher Weise auseinanderzusetzen", diese Zeitschrift sei „kein Organ für University-Extension-Bestrebungen". Sie haben damit ihre „Ansichten" über Wesen und Bedeutung der kritischen Methode selbst so richtig bewertet, daß mir kaum übrig bleibt zu sagen, ich müßte auch für ihre Belehrung danken.

Damit erkläre ich diese Angelegenheit für mich erledigt.[1])

[1]) Schon aus redaktionellen Gründen hätte mit diesen Ausführungen die Polemik ihren Abschluß finden sollen. Wenn ich trotzdem der folgenden Entgegnung die Aufnahme nicht versagt habe, so leitete mich dabei das Bestreben, den Lesern der Zeitschrift selbst nichts vorzuenthalten, was sie in die Lage setzen kann, sich ihre eigene Meinung zu bilden. Unser hochgeschätzter Mitarbeiter Herr Dr. Niejahr hat sich durch die Erwiderung zu einer Wiederaufnahme der Polemik nicht veranlaßt gesehen. A. Sauer.

Höhere Kritik und höhere Kritiklosigkeit.

Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus in Wien.

Nicht ohne Besorgnis nahmen wir Niejahrs Erwiderung „Methode und Schablone“ zur Hand. Wie sollte die Frist von einigen wenigen Wochen hingereicht haben, um Niejahr all die Lücken stopfen zu lassen, zu deren Ausfüllung ihm die angestrengte Verfolgung höherer Ziele bisher keine Zeit gelassen hatte? Wir mußten also befürchten, Niejahr habe etwas unternommen, was über seine, über menschliche Kräfte überhaupt, weit hinausging. Aber diese Befürchtung blieb, wie wir uns bald überzeugten, hinter den Thatsachen beträchtlich zurück: Niejahr hat gar nichts der Art unternommen, zum wenigsten ist nirgends wahrzunehmen, daß er den Umfang seiner Kenntnisse um etwas erweitert hätte.

Das ist in der That recht betrüblich! Zeigt es doch deutlich, daß er, ungeachtet unserer gegenteiligen Versicherungen und Nachweise, in der Überzeugung beharrt, im Besitze des philologischen Rüstzeugs zu sein, ohne das man Stellen aus altdeutschen Dichtwerken nicht erfolgreich interpretieren kann. Wir würdigen es vollkommen, daß Niejahr diese Selbsttäuschung viel Vergnügen bereiten mag: gleichwohl wird er gut thun, sich möglichst rasch von ihr loszumachen, denn auch in der altdeutschen Philologie gilt der Satz, daß die Erkenntnis, nichts zu wissen, der Anfang der Weisheit ist. Freilich ist's ein schwerer Schritt, zu dieser Erkenntnis vorzudringen. Aber was von unserer Seite geschehen kann, ihm dabei zu helfen, soll gerne gethan werden. Nur möge er es nicht für unfreundlich halten, wenn wir uns bei der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit im wesentlichen auf drei Beispiele beschränken.

Den Anfang mögen ein paar Bemerkungen zu den beiden Nibelungenstrophen 1627 und 870 machen, deren Interpretation Niejahr so sehr am Herzen liegt. Wir fassen uns dabei ganz kurz. Es ist im wesentlichen eine Brotfrage. Also:

1. Die Grundlage, das Wichtigste der Nahrung, bildet das Brot. Deshalb kann brôt für „Nahrung überhaupt“ gebraucht werden. Das beweisen z. B. die zwei Stellen aus den Nibelungen, die Niejahr anführt, das beweist auch der Ausdruck botenbrôt, der ursprünglich nichts anderes bezeichnete als die Bewirtung, die man dem Boten zu teil werden ließ, u. s. w. 2. Der Begriff „Nahrung“ kann aber auch dadurch ausgedrückt werden, daß man den wichtigsten

Teil der festen und der flüssigen Nahrung herausgreift und sie miteinander paart: so kommt brôt unde wîn zur Bedeutung „Nahrung überhaupt". Und da diese Zusammenstellung häufig vorkommt, so nennt man sie eine formelhafte. All dies beweist die Anmerkung Martins zu Kudrun 322, 2, die lautet: „sîn brôt und sînen wîn: darunter ist überhaupt die Nahrung zu verstehen, vgl. 1383, 2. Nibelungen 1627, 2. Biterolf 6305. Virginal 379, 9. 945, 4. 964, 4. 1025, 4. Bewirtung wird mit derselben Formel angeboten S. Oswald 240 (Haupts Zeitschrift 2)." Da Niejahr nicht bemerkt zu haben scheint, daß Martin in dieser Anmerkung außer den Stellen aus Nibelungen und Kudrun auch noch sechs andere anführt, so sehen wir uns gezwungen, eine davon herzusetzen. Nehmen wir gleich die erste: Biterolf 6305 heißt es: sô sol dienen hie mîn hant sô wol sîn brôt und ouch den wîn. Das wird wohl genügen. Und nun zur Stelle Nibelungen 1627, 2, wo Martin und wir mit ihm den Begriff „Nahrung überhaupt" in formelhafter Weise ausgedrückt fanden; hier steht die spîse, daz brôt und ouch den wîn. Das interpretiert Niejahr „das Fleisch, das Brot und auch den Wein". Zur Stütze dieser Übersetzung verweist er auf zwei Stellen in den Nibelungen, wo was in kezzeln, haven unde pfannen bereitet wird, „also doch wohl vorzugsweise Fleisch", spîse genannt ist. Es war nicht gerade nötig, die Nibelungen zu bemühen, um zu beweisen, daß auch das Fleisch spîse genannt werden kann. Hätte Niejahr lieber gezeigt, daß spîse irgendwo ausschließlich das Fleisch, im bewußten Gegensatz zu Brot, bezeichnet, also etwa eine Stelle vorgebracht wie dô was in der spîse zerunnen, si enheten nicht wan brôt. Solche Stellen sind uns nicht bekannt: wohl aber bezeichnet spîse im Gegenteil oft nichts als das Brot, so etwa im Gregorius 2717: die Frau setzt dem armen sündære ihre aller beste spîse vor, er aber weist sie zurück, begnügt sich mit einer Rinde von Haberbrot und einem Trunk Wasser und sagt, daß sein sündiger Leib nicht einmal dieser spîse recht würdig wäre. Und der Fischer schilt ihn gleich darauf, als er ihn diese kärgliche Nahrung (die kranken spîse) essen sah. Andere Stellen, wo Brot spîse genannt wird, geben die mittelhochdeutschen Wörterbücher, auch bei Schmeller, Bayerisches Wörterbuch[1] 3, 578 mag Niejahr sich belehren. Solange also spîse in der Bedeutung „Fleisch im Gegensatz zu Brot" nicht nachgewiesen wird, bleibt die einzig mögliche Deutung jener Nibelungenstelle die von Martin und uns gegebene: brôt und ouch den wîn ist „Variation" zu spîse, das heißt man muß übersetzen „den Unterhalt, die Nahrung" (nicht „die Speise, nämlich das Brot und auch den Wein", wie Niejahr uns in den Mund legt, da er mit dem Wort „Variation" nicht den richtigen Begriff verbindet). 3. Man

kann den Begriff Nahrung auch noch auf reichere Art ausdrücken, indem man mehr als zwei Bestandteile derselben herausgreift und nebeneinanderstellt. Dies kann in formelhafter Weise geschehen, wenn die einzelnen zusammengestellten Paare miteinander auch sonst häufig verbunden erscheinen, oder aber in nicht formelhafter Weise. Letzteres ist z. B. der Fall im Parzival 190, 10, wo Wolfram zwölf Brote, drei geräucherte vordere und hintere Schweinsschlegel, acht Käse und zwei kleine Tonnen Wein auftischt. Das erstere findet an der Stelle Nibelungen 870 statt: denn wenn der Dichter, um eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit der Nahrung zu geben, sagt brôt unde wîn, vleisch mit den vischen, so stellt er nichts als zwei häufige Formeln nebeneinander: die Formelhaftigkeit der Verbindung brôt unde wîn wurde durch die oben gegebene Anmerkung Martins bereits festgestellt, und genau ebenso traditionell ist die Nebeneinanderstellung von vleisch und vische, vgl. Alexander S. 75 und 4037; Credo 2461; Pilatus 147, 13; Eneide 3714 und 3774; Orendel 1550; Iwein 6217; Otto 264, Stellen, die Niejahr zum größten Teil bei Kinzel zu Alexander S. 75 hätte finden können, so wie auch von der Leyen, Glouve S. 134 dieses Paar als Formel Nr. 143 verzeichnet; vgl. noch Deutsches Wörterbuch 3, 1680. Und daß auch die Verbindung der beiden Paare, wie sie in jener Nibelungenstrophe vorliegt, formelhaft ist, zeigt Reinbots Georg 4703 vische, vleisch, wîn unde brôt. Was folgt aus dem Dargelegten? Wenn im Parzival etwa die Intrigue darauf beruhte, daß bei dem Male 190, 10 keine geräucherten Schweinsschlegel aufgetragen wurden, so würde man sich ohne Zweifel nicht leicht mit der Erklärung abfinden lassen, Wolfram habe vergessen, daß er früher drei vordere und hintere Schweinsschlegel schicken ließ: denn die Erwähnung dieses Gerichts gehört nicht zum Formelbestande der mittelhochdeutschen Poesie. Ganz anders liegt der Fall im Nibelungenlied, denn hier setzt sich die Schilderung aus formelhaft-traditionellen Wendungen zusammen, und solche werden leicht auch gedankenlos, rein mechanisch gebraucht, was wir in unserem Aufsatz über „Widersprüche" mit Beispielen erhärtet haben. Damit sind wir wohl auch der Notwendigkeit überhoben, auf die sonderbaren Vorstellungen, die Niejahr mit dem Begriff „Formel" verbindet, näher einzugehen: eine Formel ist keine Formel, wenn sie in einem Gedichte nur einmal vorkommt, zwei Formeln sind keine Formeln, wenn sie miteinander verbunden werden, und was dergleichen originelle Anschauungen mehr sind: ihrem Besitzer könnte wahrlich nichts schlimmeres begegnen, als wenn man sie, wie er verlangt, ernst nehmen wollte.

Oder besehen wir uns das Beispiel aus Herborts Trojanerkrieg. Das Auffällige liegt hier darin, daß die Griechen von den Trojanern

einen Waffenstillstand auf zwei Monate verlangen, ob ez sin mac, während es später heißt: „da war der Friede, der auf einen Monat abgeschlossen war, zu Ende." Mit dieser Schwierigkeit weiß sich Niejahr rasch abzufinden: man brauche ja nur den Zwischengedanken zu ergänzen, daß den Griechen der Waffenstillstand in der gewünschten Länge nicht zugestanden wurde. Darauf ist zunächst zu bemerken, daß Herborts unmittelbare Vorlage, der Roman de Troie des Benoît de Sainte-More für diese Vermutung nicht den geringsten Anhalt giebt: es heißt hier (16564) Mandons senpres al rei Priant Que trieves nos donge deus meis. Das wird gewährt (16577): A deus meis l'ont fete jurer Et des deuz parz asséurer. Nach einer Zwischenbemerkung, daß die Griechen sich schon nach dem Ende des Friedens sehnten (16828), heißt es an der dem zweiten Passus bei Herbort entsprechenden Stelle (16999): Les trieves furent aconplies, Et deronpues et faillies. Was konnte nun den deutschen Dichter bewegen, hier das neue Motiv hinzu zu erfinden, daß die Trojaner nur die Hälfte der erbetenen Zeit zugestanden? Und wenn, warum hat er das nicht deutlich gesagt, etwa mit Angabe der Gründe, die die Trojaner dazu bewogen? Ist es denn so ganz natürlich, daß ein Autor ein Motiv hinzudichtet, nur um es in gänzlich thörichter und unverständlicher Weise in einem einzigen Wort anzudeuten? Das sind die Erwägungen, die auch Niejahr bei einigem Nachdenken hätte anstellen können, wenn dergleichen zu seinen Gewohnheiten gehörte und seine Abneigung gegen die Lektüre altfranzösischer Dichtungen weniger groß wäre. Statt dessen steift er sich zu Gunsten seiner „Auffassung" darauf, daß nicht gesagt sei, auf wie lange Zeit den Griechen der erbetene Waffenstillstand gewährt wurde. Da es nur Eine Ausgabe des Trojanerkriegs giebt, so giebt es auch für diese Behauptung nur Eine Erklärung: daß Niejahr die Textstelle infolge seines Mangels an Sprachkenntnis einfach nicht verstanden hat.[1]) Denn es heißt Vers 10714 f.:

Wir mvzzen haben eine frist
Vnd friede vnde tac
Zwêne mânde, ob ez sîn mac,
Biz er werde gesunt.
Sie santen boten; zv stunt
In fride gegeben wart,
Als ir itzvnt sit gelart.
Waz sol vmbe rede mê?

[1]) Allerdings stößt ihm das auch bei Stellen zu, wo der Mangel an Sprachkenntnissen keinen Milderungsgrund abgiebt: so wenn er meint, wir hätten (in dieser Zeitschrift 4, 696) von Strophen, die Lachmann als unecht bezeichnete, behauptet, Lachmann habe sie für echt gehalten: er hat wohl den Satz „soweit sie die frühere Bekanntschaft Siegfrieds mit Brünhilde betreffen" für einen bedeutungs-

Zu Nicolais Volksliedern. 1. Von **Richard Maria Werner** in **Lemberg**. 2. Von **Richard Rosenbaum** . . . 540
Heines Konversion. Von Hans Hofmann in Bonn 658

Recensionen und Referate.

Georgius Macropedius, Rebelles und Aluta. Herausgegeben von J. Bolte (**Daniel Jacoby** in **Berlin**) 543
Köster, Der Dichter der Geharnschten Venus (**Max Rubensohn** in **Berlin**) 545
Warkentin, Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts (**Emil Horner**) . 551
Elentheropulos, Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft (**Hugo Spitzer** in **Graz**) 565
Heinemann, Goethe (**Georg Witkowski** in **Leipzig**) . . . 569
Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener, herausgegeben von A. Leitzmann (**Oskar F. Walzel** in **Bern**) 569
Conrad, Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter (**Oskar F. Walzel**) 570
Binder, Erinnerungen an Emilie Linder (**Reinhold Steig** in **Berlin**) 572
Lorenz, Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts (**A. M. Meyer** in **Berlin**) 573
Bobé, Efterladte papirer fra den Reventlowske familiekreds i tidsrummet 1770—1827 (**Albert Leitzmann** in **Jena**) . . . 575
Streuli, Thomas Carlyle als Vermittler deutscher Litteratur und deutschen Geistes (**Rudolf Fürst** in **Prag**) 588

Bibliographie.

1. Zeitschriften 591
2. Bücher 631
Darin kurz besprochen:
Sophie Pataky, Lexikon deutscher Frauen der Feder (**Richard Rosenbaum**) 631
Kern, Kleine Schriften. Zweiter Band 636
Drobisch, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. 2. Auflage (**Hugo Spitzer** in **Graz**) 643
Fromm, Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling 644
Arnold, Tadeuß Kosciußko in der deutschen Litteratur 647
A. Hoffmann, Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz 650
Tobler, Aus Professor Samuel Schnells Jugendzeit 651
Riehemann, Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen. Zweiter Teil 651
Oppenheimer, Detlev von Liliencron. Ästhetische Studie 652
Ludwigs Werke. Herausgegeben von B. Schweizer 653

Seite
Nachrichten 655
Alexander von Liezen-Mayer. (Von Ludwig Fränkel in München) 656
Gesellschaft für deutsche Litteratur 657
Nachträge und Berichtigungen 542, 657

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Smichow bei Prag 586.

K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.

Mit circa 200 Abbildungen im Texte, 13 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und 10 Facsimile-Beilagen.

Complet in circa 16 Lieferungen à 60 kr.

Eine Ergänzung zu jeder allgemeinen Literaturgeschichte.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direct von der Verlagshandlung.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C003328611

YC140097